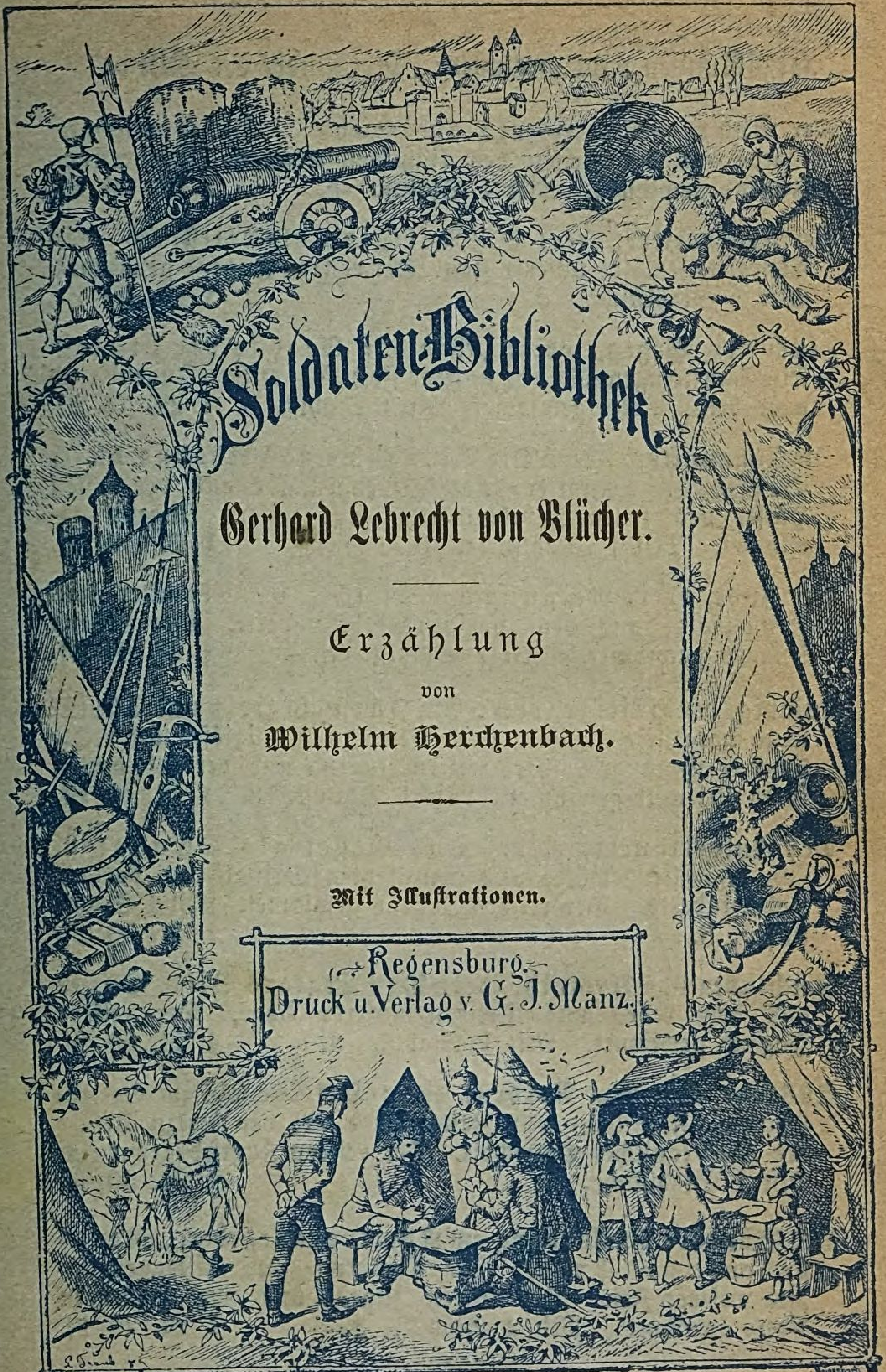
9.



Soldaten-Bibliothek

Gerhard Lebrecht von Blücher.

Erzählung

von

Wilhelm Herchenbach.

Mit Illustrationen.

Regensburg.
Druck u. Verlag v. G. J. Manz.



Fürst Blücher von Wahlstadt.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Soldaten-Bibliothek. № 9.

Gerhard Lebrecht von Blücher.

Erzählung

von

Wilhelm Herchenbach.

Mit Illustrationen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1885.

I.

Blücher war ein wirkliches Soldatenkind, denn sein Vater hatte als Rittmeister im Dienste des Landgrafen von Hessen-Kassel gestanden und jahrelang treu gedient. Da er aber mit dem Soldatenstande nicht sehr harmonierte, so nahm er seinen Abschied und kehrte auf sein Erbgut Großenransow im Mecklenburgischen zurück, wo er als Landedelmann durch seinen Fleiß von dem Ertrage seiner kleinen Besitzung lebte. Blüchers Mutter war eine geborene von Zülow und diesem Geschlechte in jeder Beziehung ähnlich. Zur Zeit ihrer Niederkunft war viel Kriegslärm überall umher. Deshalb begab sie sich nach Rostock, um in den unruhigen Zeiten sicherer zu sein. Auf diese Weise wurde die Stadt Rostock der Geburtsort des Mannes, dessen Geschichte wir hier vorführen wollen.

Gerhard Lebrecht von Blücher wurde am 16. Dezember 1742, also mitten im Winter, geboren. Jedoch ist uns von seinen ersten Kinderjahren nichts bekannt, und wir können also auch nichts davon erzählen. Als die Ruhe wieder ins Land zurückgekehrt war, begaben

sich Blüchers Eltern wieder auf ihr Landgut, und es scheint fast, als habe ihr Entschluß für immer und sehr dauernd festgestanden, daß weder ihr Sohn Lebrecht noch sein Bruder sich dem Soldatenstande widmen sollten. Die Eltern ließen ihre beiden kleinen Söhne an alles heran, was zu ihrer Erholung gut war, besonders mußten sie tüchtig reiten und jagen. Dieses war aber auch fast ihre einzige Beschäftigung. Der Vater ging häufig mit ihnen auf die Jagd, und sie kamen in der Regel reich beladen mit den Erträgnissen derselben nach Hause zurück. So fehlte es niemals an einem guten Braten und die Söhne des ehemaligen Soldaten wurden schon frühzeitig an eine vortreffliche Mahlzeit gewöhnt. Gerhard Lebrecht war erst vierzehn Jahre alt, als aufs neue der Krieg zwischen Österreich und Preußen ausbrach. Das Herzogtum Mecklenburg wurde durch diesen Krieg mit erschüttert und gleichsam in die Folgen desselben hineingezogen.

Um diese Zeit suchte jeder seine Söhne vor dem Soldatenstande zu bewahren. Die Bürger schickten sie deshalb nach kriegfreien Staaten. So machten es auch Blüchers Eltern. Ihre Söhne Ulrich Siegfried und Gerhard Lebrecht wurden nach der Insel Rügen geschickt, denn dort war ihre Tante an einen Herrn von Krackwitz verheiratet. Die Knaben hatten noch keinen Begriff von dem, was mit ihnen geschah und sie schienen überhaupt nur für das Vergnügen und für die Jagd auf der Welt. Von einem bildenden Unterrichte hatten sie weder zu Hause etwas empfangen, noch erhielten sie davon in ihrem neuen Aufenthalte eine Anregung. Dies ist wahrscheinlich die Schuld gewesen, daß die Gemüter der beiden Jünglinge sich desto freier entwickelten und für die Natur

und alles, was Schönes in ihre Augen fiel, schwärmten. Auf der Insel sahen sie indessen manches Neue und darunter viele Dinge, welche sie besonders anheimelten. Ihr Sinn und Gemüt entwickelte sich immer mehr in denjenigen Lebenseindrücken, welche die Insel und ihre Umgebung in mannigfachen Gegenständen darboten. Ihre Tante hatte eine bedeutende Landwirtschaft und da sie den Tag sich auf dem Felde oder im Walde bewegten, so erreichten sie mit ihrem offenen Sinne und ihrem raschen Verstande die Fähigkeit, die Landwirtschaft zu beurteilen und zu treiben. Sie brauchten dies zwar nicht aus Beruf zu thun; aber ihr Geist drängte von selbst auf Beschäftigung. Sie fuhren mit Nachen auf dem Meere, um dem Fischfange obzuliegen. Im Felde übten sie die Rosse, am Felsenufer trieben sie die kühnsten Wagesprünge und verbrachten einen Teil ihrer Zeit mit der Jagd und mit dem Fischfange. So wechselte ihr Leben in Lust und Arbeit; aber sie bereiteten sich dadurch gerade vor zu einem ernsteren Treiben in der Welt.

Ihr Vater, dem die Lust zum Kriegsdienste vergangen war und der denselben nur betrachtete als eine Qual der Menschheit, hatte sie eigentlich darum aus der Heimat entfernt, um sie von diesem Stande zu befreien. Aber was hilft des Menschen Thun und Treiben, wenn es Gott anders beschlossen hat? Unter den Feinden, die sich Friedrich II. gegenüberstellten, befand sich auch Schweden, und es machte sich die Hoffnung, ihm Pommern wegzunehmen. Es rüstete so viel es konnte und marschierte mit großem Mute und schlechten Soldaten gegen Friedrich, so daß die Insel Rügen in ihren Besitz kam, und die beiden Jünglinge sahen oft schwedische Regimenter an ihrem Wohnorte vorüberziehen. Dadurch

wurde in ihnen der Wunsch rege, ebenfalls Soldat zu werden, und sie gaben sich gegenseitig ihr Ehrenwort, ihrer Neigung gemäß in diesen Stand eintreten zu wollen. Sie machten auch kein Geheimnis daraus, sondern sagten jedem, daß sie die Bestimmung in sich fühlten, Soldat zu werden und dem Kriege gute Dienste zu leisten. Ihr Oheim mahnte von solchem Vorhaben ab und sagte ihnen unter bitterer Schilderung, wie sehr ihr Vater den Soldatenstand verabscheue. Aber alles reden half nichts; die Jünglinge dachten nur daran, ihrem Vorhaben Genüge zu leisten.

Blücher fühlte gerade wie sein Bruder; eigentlich ging er demselben noch voraus; denn der Soldat war ihm angeboren.

Friedrich II., der große Regent und ebenso große Krieger, legte auf die Schweden wenig Wert und gab sich keine besondere Mühe, sie unschädlich zu machen. Er sandte seinen Husarenoberst von Belling ab, die Übermütigen zu züchtigen und im Zaume zu halten. Blücher ließ sich von seinem Oheim nicht zurückhalten, sondern nahm sogleich Dienste bei den Schweden und wurde Kornett. Obschon die Schweden wenig Veranlassung zu einer Tapferkeit gaben, so suchte der junge Kornett sich doch überall hervorzuthun. Besonders glänzte er im Schimpfen und Fluchen, wenn er zum Plänkeln ausgeschickt wurde und an die Preußen kam. Sein Mund strömte dann über vor grauenhaften Schimpfwörtern und er hatte den Mut, jeden Preußen zum Zweikampfe aufzufordern. Diese achteten wenig auf ihn, aber ein alter Veteran im Regimente Belling ärgerte sich über den kleinen Kornett ganz gewaltig und schrie ihm eines Tages zu: „Wart' nur, Bübel, werd Dir schon schlachte.“

Dieser Husar hieß Pfenning und war ein geborener Österreicher. Eines Tages rückten die Preußen auf die Schweden los und diese suchten ihr Heil in der Flucht. Nur der kleine Kornett wollte sich noch immer wehren. Da erhielt sein Pferd eine Kugel und stürzte zu Boden. Dies gewahrte der obengenannte alte Husar; rasch wie der Blitz war er vom Pferde, hob den kleinen Mann auf sein Roß und jagte mit ihm dem Obersten von Belling zu. Der empfing ihn mit Lachen und hatte seine Freude an dem feurigen Jüngling. „Du bist nun mein Gefangener,“ sprach er, „und sollst in meiner Nähe bleiben.“ Dem Belling gefiel der kleine Blücher überaus gut und er suchte ihn zu überreden, in preußische Dienste zu treten. Blücher, der ein offenes Auge hatte, konnte es sich nicht verhehlen, daß die Bellingschen Husaren ganz andere Truppen waren, als die schwedischen, und er hätte große Lust gehabt, bei ihnen einzutreten; aber er hütete sich wohl, diesen Wunsch zu äußern, denn sein Vater hatte ihm häufig genug von der Dienstpflicht und der militärischen Ehre gesprochen, daß er sich nicht zum Eintritt bei den Preußen verstehen wollte, bis die Schweden ihn ausgelöst hätten, oder bis er einen ehrlichen Abschied erlangt hätte. Alle Reden Bellings waren vergeblich. Er blieb immer bei seiner ersten Meinung. Da wollte es der Zufall, daß ein schwedischer Lieutenant, der von den Preußen desertiert war, jetzt von ihnen gefangen genommen wurde. Nach dem herrschenden Kriegsrechte hätte er den Tod durch die Kugel verdient, aber Schweden wünschte ihn zurückzuerhalten und bat sehr inständig darum. Dem Belling kam diese Gelegenheit sehr recht. Er berichtete darüber an Friedrich II. und legte ihm auseinander, daß er großen Nutzen haben

würde, wenn Blücher dadurch seinen Abschied bekommen könne. Er strich ihn bei dem Könige von Preußen so sehr heraus, daß dieser den Rat gab, den gefangenen Offizier nur gegen Blücher auszuwechseln. Grund genug hatte Preußen, davon Nutzen zu ziehen, denn es erhielt für einen ehrlosen Offizier einen jungen Mann, dem die höchsten Ehrenstellen offen standen. Die Sache regelte sich ganz gut und am 20. September 1760 trat Blücher als Kornett in preußische Dienste. Um die Sache schnell zu machen, kaufte von Belling die Rüstung eines gefallenen Offiziers und machte Blücher zu seinem Adjutanten.

Bald nachher wurde Belling abberufen. Er mußte an dem wichtigen Kampfe der Preußen gegen die Österreicher und Russen sich beteiligen. Blücher blieb aber immer im Gefolge seines edlen und wohlwollenden Vorgesetzten, und derselbe sorgte dafür, daß sein Untergebener bald befördert wurde. Sie machten beide die mörderischen Schlachten bei Kunersdorf und Freiburg mit; in beiden Kämpfen entwickelte Blücher eine große Tapferkeit. Am 20. Oktober 1760 fiel der blutige Kampf von Freiburg in Sachsen vor, wo die Österreicher tüchtig aufs Haupt geschlagen wurden. Es war der letzte Kampf im siebenjährigen Kriege; aber Blücher wurde in dieser Schlacht durch einen Splitter, den eine Kanonenkugel abgerissen hatte, verwundet. Sofort nach der Schlacht wurde er nach Leipzig gebracht, wo er in gute Hände kam und in kurzer Zeit wieder hergestellt wurde. Alle, welche näheren Umgang mit ihm hatten, fanden sein biederes Wesen so treuherzig, daß sie sich unwillkürlich von ihm angezogen fühlten und danach begierig waren, sein Freund zu werden. Blücher litt aber an einem Überreiz von Ehre,

und selbst diese Freunde waren häufig in Gefahr, mit ihm in Händel zu geraten. Sie brauchten nur ein Wort zu sagen, welches er gegen seine Ehre hielt, so ging der Kampf los. Sobald er in Leipzig geheilt war, geriet er mit einem Hauptmanne Schulz in ein Duell und zerschlug demselben seinen Degen. Überhaupt war Blücher so geartet, daß er die Fuchtel gleich zur Hand hatte, und sich niemals ein Wort sagen ließ, ohne seinen Gegner zum Schlagen zu zwingen. Dieses händelsüchtige Wesen hätte ihm häufig Unannehmlichkeiten bereiten können, wenn er nicht einen starken Führer gehabt hätte, wenn Belling ihm nicht überall zur Seite gestanden hätte. Dieser wurde indessen zum General befördert; aber die alte Zuneigung zu Blücher erstarb niemals in ihm. Auch jetzt noch stand er ihm überall als Leiter, Führer und Warner zur Seite. Er schenkte ihm nicht allein sein volles Wohlgefallen, sondern suchte auch alle Mittel auf, um ihn weiterzubringen. Freilich hatte der General genug Mühe damit; denn seines Schützlings leicht erregtes Wesen zog diesem eine Menge Feinde zu, so daß Blücher aus dem Kampfe eigentlich gar nicht herauskam. Der General drückte die Augen zu; denn er erkannte in Blücher einen großen Geist und suchte ihm aus ganzen Kräften zu helfen. Einst aber hatte auch er mit ihm Händel, weil er ihm wegen eines Dienstvergehens ernste Vorwürfe gemacht hatte.

Blücher, dem der General mit ernsten Worten zusprach, wollte sein Vergehen nicht eingestehen, sondern forderte ihn auf seine Vorstellungen sogleich zum Zweikampfe heraus. Nun hätte der General wohl alle Ursache gehabt, ihn über ein solches Benehmen zur Anzeige zu bringen und eine Bestrafung wäre dem jungen Manne

ganz sicher nicht ausgeblieben. Aber Belling dachte: „Ich bin ja selbst schuld daran, daß er so eisenschneidig geworden ist, denn ich habe ihn verwöhnt. Aber ich muß doch etwas thun, damit sein Stolz nicht mit jedem Tage größer wird, sonst kommt er aus den Händeln nicht heraus."

Er versetzte nun Blücher zu der Schwadron des Majors von Podscharli, der ein wohlwollender, aber auch zugleich ein sehr strenger Vorgesetzter war. Von diesem dachte Belling das Beste in der Leitung und Behandlung Blüchers, und dieser selbst hat ihn noch in den spätesten Jahren als seinen vorzüglichsten Lehrer im Dienste gerühmt. So oft Gelegenheit kam, nahm Blücher keinen Anstand, Belling und Podscharli im höchsten Grade zu rühmen; denn ihnen verdankte er alle seine Kenntnisse in Kriegssachen. Wie es dem Belling ergangen hatte, so ging es auch seinem neuen Vorgesetzten. Die stürmische Jugend Blüchers erzürnte ihn nicht; aber er ermahnte ihn oft, sich durch augenblickliche Empfindungen nicht so hinreißen zu lassen. Blücher wurde nach und nach gefügiger und suchte sich bei solchen Gelegenheiten möglichst zu mäßigen, und so kam es, daß der Major im vollsten Sinne des Wortes sein väterlicher Freund wurde.

Maria Theresia und der Kurfürst von Sachsen erkannten, daß sie nicht imstande seien, ihrem Gegner das schöne Schlesien wieder abzunehmen, noch weniger getrauten sie sich, ihr anfangs gegebenes Wort, ihn zum Markgrafen von Brandenburg zu erniedrigen, erfüllen zu können. Deshalb boten sie dem Könige die Friedenshand, und so kam endlich auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg durch die Gesandten der Friede zustande.

Friedrich sandte seinen Minister von Hertzberg hin und dieser schloß am 28. Februar 1763 die Friedensübereinkunft; er allein gegen viele, wie sein König in dem langen Kriege stets allein gegen viele gefochten hatte. Preußen behielt Schlesien und verlor keinen Fuß breit preußischer Erde. Dieser Friede machte dem Kriege ein Ende und zugleich auch dem jugendlichen Thatendrange Blüchers. Der König war damit sehr zufrieden; Blücher aber nicht. Er hätte gewünscht, daß immerfort Krieg wäre, denn er liebte es über alle Maßen, sich mit dem Feinde herumzuschlagen, und da er ein strammer Soldat war, der auch sonst seine Pflichten that, so konnte man ihm das schon verzeihen. Mit seiner Beförderung ging es übrigens auch sehr rasch, und schon im Jahre 1771 hatte er es zum Stabsrittmeister gebracht. Man hätte nun glauben sollen, daß es einem Manne, der eigentlich ein geborener Soldat war, nicht hätte passieren können, daß er aus dem Regimente entlassen würde, und doch geschah dies. Wir wollen die Veranlassung hier kurz erzählen:

Im Königreiche Polen waren große Kriegsunruhen ausgebrochen und ein Corps preußischer Truppen, welches der General Belling befehligte, wurde an die polnische Grenze geschickt. Blücher war ebenfalls bei diesem Observationscorps; aber der König von Preußen hatte Belling befohlen, mit den Polen fein und manierlich umzugehen; denn er hatte die Absicht, dieses Land für seinen Staat zu gewinnen. Friedrich II. aber hatte sich in seiner Auffassung des polnischen Charakters sehr geirrt; ihr Haß gegen die Preußen zeigte sich alle Tage mehr, sowohl durch Thaten als durch allerlei Spottreden.

Belling hörte solche verhöhnende Schreiereien mit

großem Verdruß an und Blücher, der noch viel kürzer angebunden war, als sein General, wurde darüber natürlich höchst aufgebracht und erbost. Die Gelegenheit, sich Genugthuung zu verschaffen, bot sich bald darauf dar. Eines Tages verhöhnte ein Pole durch allerlei Redensarten den General Belling und den Rittmeister Blücher in ihrer Gegenwart. Die Folge davon war, daß die beiden dem Polacken etwas tüchtiges hinter die Ohren gaben. Der Gezüchtete gebärdete sich, als müsse der Himmel einfallen, setzte sich sofort hin und schrieb an den König von Preußen, daß er in ganz ungebührlicher Weise von Belling und Blücher behandelt worden sei.

Friedrich II., der allen seinen Offizieren geboten hatte, daß sie mit den Polen fein säuberlich umgehen sollten, rief den Belling vom Kriegsschauplatze ab und sandte den Lassow hin, der alles nach seines Königs Befehl anfaßte und sich gewiß nicht derartige Sachen zu schulden kommen ließ.

Blücher kannte den Lassow als den gelassensten und ruheliebendsten Menschen von der Welt. Man kann sich also denken, daß zwischen ihm und seinem neuen Vorgesetzten nicht lange Ruhe gehalten werden konnte; denn Blücher verstand es noch nicht, seinen Worten die Zügel anzulegen und sie abzuwägen. Offen und überall sagte er frisch von der Leber, Lassow sei ein Vorgesetzter, der ihm durchaus nicht gefallen könne, und der ihm gestohlen werden könnte. Solche Redensarten von einem Untergebenen gegen einen höher Gestellten werden in der Regel sehr übel vermerkt und sind imstande, dem Schuldigen eine Suppe einzubrocken, die schwer zu verdauen ist. Auch Lassow ärgerte sich über den hochmütigen und großsprechenden Blücher. Ein anderer Umstand kam noch

dazu, der den Ausschlag gab. Blücher besaß ein sehr schönes Pferd, welches er nicht unter fünfzig Friedrichsdor verkaufen wollte. Als er aber vernahm, der General Lassow wolle es haben, da sagte er in einem wegwerfenden Tone: „Ne, ne, der muß hundert Fritze geben, sonst kann er es nicht kriegen." Als der General diese Worte erfuhr, nahm er sich trotz seiner feinen Manierlichkeit vor, solche nicht eben schmeichelhaften Redensarten dem Blücher einzubrocken. Der alte Fritz erhielt also Nachricht von dem unrühmlichen Betragen seines Rittmeisters Blücher, und sofort bestimmte er, daß von Lassow ihm keine Schwadron geben sollte, daß vielmehr ein gewisser Jägersfeld, der allerdings Blüchern nachstand, befördert werden sollte. Wie es der König gewollt, so geschah es.

Blücher war über diese unverdiente Zurücksetzung sehr erstaunt; aber anstatt sich bei seinem nächsten Vorgesetzten zu beschwerden, wandte er sich direkt an Friedrich II. und schrieb:

„Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen. Ich bitte deshalb Ew. Majestät um meinen Abschied. Blücher."

Mit diesem Brief war er aber an den Unrechten gekommen, denn die Art und Weise, wie Blücher auftrat, konnte der alte Fritz nicht billigen und meinte, der Kerl hat keine Subordination im Leibe. Indessen wollte er auch nicht gern den Offizier verlieren, welcher wegen seiner rühmlichen Bravour und wegen seines löblichen Diensteifers so sehr geschätzt war. Aber er brauchte nicht lange nachzudenken, so fand er ein Mittel, den Blücher zu strafen und ihn gleichzeitig doch noch seiner Armee zu erhalten. Er gab also dem General Lassow auf, den

Blücher in Arrest zu schicken, bis er wieder zur Raison gekommen wäre und sich eines anderen besonnen hätte. Aber der alte Fritz kannte den Trotzkopf Blücher noch nicht, sonst würde er ihn anders behandelt haben; denn obschon Blücher bereits neun Monate auf der Festung saß und Zeit genug hatte, über seinen Fehltritt nachzudenken, so konnte oder wollte er sein Unrecht nicht einsehen und auch seinen Willen nicht ändern. So oft der König bei ihm anfragte, ob er nun zur Vernunft gekommen sei und von seinem Willen abstehen wolle, gab er ihm jedesmal die Antwort: „Es sei besser für die Armee und für ihn, wenn er wirklich seinen Abschied erhalte.“ Der König versuchte es noch einige Male in freundlicher Weise, bekam aber immer dieselbe Antwort. Friedrich II. wurde deshalb des Fragens überdrüssig und eines schönen Tages wurde unserem Blücher folgender schriftlicher Bescheid:

„Der Rittmeister von Blücher ist seines Dienstes entlassen und kann sich zum Teufel scheren. Friedrich.“

Wie es dem Blücher bei seiner ausgesprochenen Freude am Soldatenstande bei diesen Worten zu Mute war, das kann sich jeder denken. Er mußte jetzt seine geliebte Husarenuniform ausziehen und zu Hause an den Nagel hängen. Er that es, aber es schmerzte ihn doch sehr, denn einesteils waren seine Hoffnungen nun vernichtet und andererseits mußte er dem geliebten Stande entsagen. Aber sein eiserner Stolz drängte die Wehmut, die ihn beschleichen wollte, zurück. Dies war es jedoch nicht allein, weshalb ihn der Abschied schmerzte. Er mußte dadurch auch seiner Hoffnung auf ein künftiges Glück entsagen. Blücher hatte nämlich im stillen daran gedacht, eine liebenswürdige Jungfrau als Gemahlin

heimzuführen und er fragte sich jetzt, ob es unter den obwaltenden Umständen möglich sei, seinen Wunsch zur Ausführung zu bringen. Sein zukünftiger Schwiegervater war der ehemalige sächsische Obrist von Mehling. Diesem mußte er seine Absetzung mitteilen, und er fürchtete, daß er dadurch auch das Herz seiner Braut verlieren würde. Er setzte sich hin, um an seine Braut und an seinen zukünftigen Schwiegervater zu schreiben; aber das Herz klopfte ihm gewaltig. Ein reicher Mann würde gedacht haben: „Das Soldatsein erfordert alle freie Zeit eines Mannes. Es ist schöner nicht gebunden zu sein.“ Aber solche Gedanken konnte der stattliche, schöne Blücher nicht haben, denn Vermögen besaß er nicht, und sobald er heiratete, mußte er standesgemäß leben. Wovon aber konnte er das? Blücher war kein kriechender und versteckter Charakter. Er schrieb dem Oberst von Mehling, wie sich die Sache zugetragen und überließ ihm zu entscheiden, was es mit seiner Tochter und ihm in der Zukunft werden sollte. Es wollte ihn auch jetzt wieder die Wehmut anwallen, aber er bekämpfte sie stolz. Als der Oberst diesen Brief empfing, war er anfangs sehr aufgebracht, denn er wußte, welche innige Liebe die beiden jungen Leute zu einander hegten, und obschon er fürchtete, Blüchers ungebeugter Sinn möge ihm und seiner Tochter in Zukunft viel Böses bringen, so war er dennoch im Anfange nicht geneigt, seine Einwilligung zu dieser Heirat zu geben; aber es war nicht Blücher allein, dem er dadurch das Verdammungsurteil sprach, sondern auch seiner Tochter. Sie strich um den Vater herum, weinte und hielt so bitterlich an, daß er bald gerührt wurde und sprach: „Ich fürchte, meine Tochter, daß Du Dir die Strafrute selbst bindest, denn ein Mann,

der sich vor seinen Vorgesetzten nicht beugen kann, wird es vor einer Frau sicher nicht thun." Die Tochter aber ging so lange mit weinendem Gesichte um ihren Vater herum, bis er endlich seine Zustimmung gab und sprach: „So heirate ihn in Gottes Namen; aber der Krakeeler soll nun auch tüchtig arbeiten," und er übergab ihm ein Landgut zu mäßigem Preise, auf dem die beiden sich ernähren mußten. Blücher, welcher nicht geglaubt hatte, daß diese Herzensangelegenheit so ruhig vorüberging und ein so glückliches Ende nehmen würde, war im Anfange hoch beglückt. Einstweilen versüßte ihm der Besitz seiner Geliebten das Dasein und er dachte: „Ein tüchtiger Landwirt füllt auch seinen Platz aus." Ein tüchtiger Landwirt war er in der That, denn sowohl im Hause seiner Eltern, als auch auf der Insel Rügen hatte er sich mit der Landwirtschaft in allen Zweigen vertraut gemacht. Nicht aus Büchern hatte er sie studiert, sondern aus eigener Anschauung und Erfahrung es so weit darin gebracht. Er hatte auf den Gütern seines Vaters und seines Schwagers nicht allein Befehle ausgeteilt, sondern auch selbst die Hand angelegt, so daß er wußte, was ein tüchtiger Mann leisten kann und also nicht zu viel und zu wenig verlangte. Mit der Absicht ganz zu sein, was er jetzt war, zog er mit seiner jungen Frau auf das ihm verpachtete Landgut. Dort hielt er sich ganz nach dem Satze: Selbst ist der Mann. Er scheute es nicht, täglich selbst auf das Feld zu gehen, alle Arbeiten der Reihe nach zu besichtigen, und wo es not that, auch Tadel auszusprechen und seinen Knechten das Bessere vorzumachen. Diese merkten bald, daß ihr Herr vom Landbau ebensoviel verstand wie sie. Deshalb gaben sie sich alle Mühe seinen Willen zu erfüllen und ihr Tage-

werk treu und fleißig zu verrichten. Blücher war höchst fleißig, aber auch zu gleicher Zeit außerordentlich sparsam. Seine Frau gewöhnte er ebenfalls an diese beiden Tugenden und so konnte es nicht ausbleiben, daß er in Ausübung derselben bald eine hübsche Summe Geldes erübrigt hatte.

Eines Tages saß er vergnügt mit seiner Frau zusammen und sie unterhielten sich von ihrer Zukunft. Da sprach Blücher zu ihr: „Sieh', mein Kind, wir haben durch unseren Fleiß und unsere Sparsamkeit vieles gewonnen und eine hübsche Summe Geldes zurückgelegt. Es ist uns aber jetzt die günstige Gelegenheit geboten, ein Gut in Pommern zu kaufen und zwar in der Nähe von Stargard. Wenn Du willst, so wollen wir es erhandeln und dorthin ziehen."

Seine Frau war mit dem Gedanken einverstanden, und mit ihrer Einwilligung reiste er schon am folgenden Tage zu dem Eigentümer nach Pommern. Derselbe empfing ihn mit der größten Freundlichkeit und war sehr froh, daß er sein Gut an einen so tüchtigen Landwirt verkaufen konnte. Er ging noch etwas unter seine Forderung herunter und stipulierte die Zahlungstage ganz nach dem Wunsche unseres Blücher. Sodann zog letzterer im Herbste von dem Gute seines Schwiegervaters fort und siedelte nach seinem neuen Besitztume über.

Im Winter traf er alle Vorbereitungen für den Frühling. In der Scheune gab es viel zu dreschen, die Viehställe mußten beständig mit Futter versehen werden und es fehlte überhaupt nie an Arbeit, da alle Vorbereitungen für den kommenden Frühling getroffen werden mußten. Da er anfangs noch keine Knechte hatte, die ihm für seinen Hof tauglich genug schienen, und die-

jenigen, die er besaß, er nur im geringen Maße für passend hielt, so benutzte er den Winter dazu, um tüchtige Dienstleute zu erlangen. Er gab ihnen den Tag an, wann sie auf seinen Hof einziehen sollten. Bis zu der Bearbeitung seines Grundstückes nahm er mit seiner Frau eine Besichtigung seiner neuerworbenen Wiesen, Äcker und Felder vor. Die beiden Ehegatten sahen mancherlei, was versäumt worden war und einer gründlichen Verbesserung bedurfte, und sie nahmen sich vor, im künftigen Jahre dies alles wieder in einen guten Stand zu setzen.

Die Wälder waren auch nicht vorschriftsmäßig bewirtschaftet. Es mußte überhaupt in dem ganzen Gute eine andere Art und Weise der Bebauung zur Geltung kommen.

Die beiden Gatten lernten ihren Hof bald ganz kennen. Den Winter über ließ er von seinen Knechten viel Getreide dreschen, es in der Mühle reinigen und es auf den Speicher schütten. Die Knechte hatten anfangs wenig Lust am Arbeiten, sondern vertrödelten die kostbare Zeit auf unerhörte, leichtsinnige Weise. Aber Blücher, welcher häufig zu ihnen kam, gab ihnen seine Verwunderung zu erkennen, wie sie mit der kostbaren Zeit so leichtsinnig umgingen. „Wenn wir Freunde bleiben sollen," sagte er, „dann muß jeder seine Pflicht und Schuldigkeit thun." Er stellte sich an ihre Spitze, nahm einen tüchtigen Dreschflegel zur Hand und arbeitete mit ihnen um die Wette.

Die Knechte hatten wahrscheinlich gedacht: „So ein vornehmer Herr versteht nichts von der Landwirtschaft, wir können uns also ganz wohl sein lassen." Deshalb hatten sie sich auch die Zeit mit allerlei Nichtsthuerei

vertrieben und zum Nachteile ihres neuen Herrn darauf losgewirtschaftet. Jetzt aber, als sie sahen, daß er so vortrefflich zu dreschen verstand, bekamen sie einen gewaltigen Respekt vor ihm und hielten ihn nicht mehr für einen unwissenden Herrn und Meister. Sie strengten sich an, es ihm gleich zu thun und Blücher wußte so verständig darauf los zu arbeiten, daß sie gar nicht müde wurden. „So ist's recht," sprach Blücher, „so laß ich mir's gefallen, aber ich verlange auch, daß ihr immerfort so arbeitet, auch wenn ich nicht bei euch bin und euch beaufsichtige. Ein richtiger Landmann weiß wohl zu schätzen, was ein fleißiger Arbeiter, der es für Pflicht hält, seinem Herrn treu zu dienen, leisten kann. Unsere Sachen liegen so, daß der Herr und die Arbeiter beide ihre ganze Pflicht und Schuldigkeit thun müssen; denn wenn es so fortgeht, wie bisher auf diesem Hofe, dann ist der Eigentümer mit seinem Gute verloren."

Die Knechte merkten sich sehr genau, was er ihnen gesagt hatte, und da sie mit der Zeit einsahen, daß Blücher jedes Ding verstand, so sputeten sie sich so sehr, daß die Scheune bald leer war. Blücher ließ es da natürlich nicht an Lobsprüchen und Ermunterungen fehlen. Auch seinen Mägden und seinen übrigen Dienstleuten ging er mit einem lehrenden Beispiele voran. Er schien gar nicht müde zu werden, sondern immer mit neuer Lust und neuem Schwung fuhr er fort zu schaffen. Er sagte immer zu seinen Knechten: „Wer nicht mit Lust und Liebe arbeitet, ist ein schlechter Landwirt."

Aber erst im Frühlinge zeigte er seinen tüchtigen Kern. Seine Leute mußten sich jetzt mit der Sonne erheben und unverzüglich an die Arbeit gehen, während die Magd noch die Morgensuppe bereitete. War sie

fertig, dann ging er hinaus aufs Feld, rief sie alle herbei und ergötzte sich an ihrem Hunger beim Morgenbrote.

„Es ist recht," pflegte er zu sagen, „wer tüchtig arbeitet, muß auch tüchtig essen." Seinen Leuten war Blücher ein milder Herr, und sie konnten sich über seine Strenge nicht im mindesten beklagen; denn er verlangte niemals mehr, als das, was ein fleißiger Mensch nicht hätte leisten können; aber mit Donnerwetter konnte er dazwischen fahren, wenn einer von ihnen auch nur lässig wirkte. So kam es, daß trotz der Größe des Gutes und der nicht großen Anzahl der Arbeiter, der Frühling, als er seinen Einzug hielt, ein vollständig umgearbeitetes und besäetes Gut fand.

Nun ließ er seine Leute an ein Grundstück gehen, welches früher Wald gewesen war. Dort maß er ein regelmäßiges Viereck ab und hieß dasselbe seine Leute tief umgraben, so daß mitunter noch Wurzelstümpfe zum Vorscheine kamen. „Hier wollen wir für das erste Jahr Hafer säen," sprach er, „der frühere Besitzer hat den Grund und Boden wenig geachtet und darum auch wenig gezogen; aber euer neuer Eigentümer kann es nicht leiden, daß nicht alles von dem Boden verlangt wird, was er leisten kann."

Die Knechte waren bald der Ansicht geworden, daß sie von ihrem neuen Herrn etwas Tüchtiges lernen könnten. Sie arbeiteten mit Vergnügen, und wenn die Stunde gekommen war, wo ihnen ein Morgen- oder Vesperbrot gebracht wurde, so aßen und tranken sie mit großem Appetite, weil sie von der angestrengten Arbeit hungrig geworden waren. Nachdem Blücher die früheren Waldstücke zu vorschriftsmäßigen Feldern umgeschaffen und in Ordnung gebracht hatte, besäete er sie selbst, nahm den

Saatkorb und ging mit demselben säend über das Feld. Dann übergab er ihn dem Meisterknechte und verlangte von ihm, daß er es ebenso mache, wie er es ihm vorgethan.

Alles, was er mit seinen Leuten that, trug wesentlich zur Hebung und Verbesserung des Hofes bei. Die Nachbaren standen zwar kopfschüttelnd dabei und sahen verwundert zu. Als aber die Ernte kam, mußten sie zu ihrem Verdruße sehen, daß Blüchers Hof wenigstens doppelt so viel Früchte trug, als die ihrigen. Da sie aber auch auf die Verbesserung ihrer Ländereien bedacht waren, so legten sie ihren Verdruß beiseite und kamen häufig zu ihm, um ihn dies und das zu fragen, wie er es anfange, daß er so gesegnete Ernten erziele. „Nun,“ sprach Blücher, „wenn ihr mir folgen wollt, so verspreche ich euch eine gleiche Ernte.“ Einige von den Nachbaren konnten noch kein rechtes Zutrauen zu seinen eingeschlagenen Verbesserungen und Neuerungen fassen und schüttelten zweifelnd die Köpfe. Sie hatten früher immer geglaubt, ihr Boden sei schlechter, als der von Blüchers Grundstücken, sonst könnten sie nicht so schlechte Ernten machen. Eigentlich waren sie jetzt noch derselben Ansicht und wollten schon deshalb nicht glauben, daß die Neuerungen auch bei den ihrigen anschlagen und auch ihnen eine reichere Ernte bringen werde. Andere blieben aber bei dem Blücher und baten ihn um die Erlaubnis, bei der Bearbeitung seiner Äcker zugegen sein zu dürfen. „Ei,“ gab Blücher zur Antwort, „das wird keinen andern mehr freuen, als mich, denn es liegt ja auf der Hand, daß ich es gerne sehe, wenn ihr euere Einnahmen vergrößert.“

Die Verständigen unter ihnen gingen täglich einige

Stunden mit ihm hinaus aufs Feld, wo er ihnen auf das bündigste zeigte, daß man den Boden durch eine verständigere Wirtschaft allmählich besser und ertragsfähiger machen könne. Das hatten sie bisher nicht geglaubt, sondern immer nach dem Muster der Eltern und Großväter ihre Felder bebaut. Nun aber als sie sahen, daß man, um einen höheren Ertrag zu erzielen, von dem veralteten, unzweckmäßigen Verfahren ablassen müsse, gingen sie mit Freuden darauf ein, thaten es ihm nach und fanden im künftigen Jahre, daß Blücher unbedingt recht habe. Nach und nach folgten alle Nachbaren seinem Beispiele und fanden die Richtigkeit seines Verfahrens in der reicheren Ernte bestätigt, so daß der Wohlstand der ganzen Umgegend sich beinahe verdoppelte.

Dadurch stieg Blücher in der Achtung seiner Nachbaren sehr hoch, und selten ging ein Abend vorüber, an dem sich nicht vornehm und gering in seinem Hause einfand, um den Ackerbau durch seine lehrreichen Vorträge noch gründlicher kennen zu lernen.

Blücher war trotz seines leicht erregbaren Gemütes freundlich gegen arm und reich, den Hilfesuchenden immer dienstfertig und gegen die Armen stets wohlthätig, so daß er sich in kurzer Zeit das Vertrauen und die Liebe der ganzen Umgegend so sehr erworben hatte, daß es nur eines Wortes seinerseits bedurfte, um einem bemerkten Übelstande abzuhelfen.

Seine Nachbaren gewannen ein großes Zutrauen zu ihm und warteten nur noch auf eine Gelegenheit, um ihm dies offenkundig zu beweisen. Als nun einst ein neuer Ritterschaftsrat, soviel als bei uns ein Landrat, gewählt werden mußte, dachte man von allen Seiten an den Blücher und schlug ihn vor. Diejenigen, welche ihn

vom Soldatenstande her kannten und sein heftiges Wesen vielfach kennen gelernt hatten, dachten wie der alte Fritz, und rieten von seiner Wahl ab. Dennoch wurde er gewählt und zwar mit einer großen Stimmenmehrheit. Blücher, der einen gewissen Ehrgeiz besaß, nahm das Amt dankend an, und stand seiner neuen Würde mit großem Eifer und vielem Segen vor. Manches Alte und Unnütze schaffte er ab und setzte an die Stelle manches Neue und Segenbringende. Dadurch wurde ein großer Wohlstand ausgebreitet und man sprach allenthalben von seinem Verstande und seiner Erfahrung.

Jahr um Jahr machte der alte Fritz eine Rundreise in seinen Landen und kam bei einer solchen Gelegenheit auch nach Pommern, wo er sich die angesehensten Bauern und Bürger vorstellen ließ. Auf dieser Tour sah der König manches Neue und erkundigte sich angelegentlichst bei den Bauern, wer diese verständnisvollen Einrichtungen getroffen habe. Da hieß es allgemein, „unser Nachbar Blücher." Der König dachte bei sich: „Das hätte ich dem Trotzkopf nicht zugetraut."

Er freute sich deshalb um so mehr, ließ ihn vor sich kommen und erkundigte sich freundlich nach seinen Verhältnissen. Blücher setzte ihm alles frisch und frei auseinander und machte auch kein Geheimnis daraus, daß auf seinem Gute noch große Schulden hafteten. Aber er werde es von Jahr zu Jahr zu verbessern suchen und lebe der freudigen Gewißheit, daß es ihm mit der Zeit gelingen werde, als freier Mann auf seinem schuldenfreien Besitztume wirtschaften zu können. Der König, welcher mit seinem klaren Blicke die Bewirtschaftung der Güter aufmerksam beschaut hatte, gab ihm zur Antwort: „Für wirkliche Verbesserungen steht meine Kasse jedem

tüchtigen und fleißigen Manne, wie Sie einer sind, immer offen, und wenn Sie Kapitalien zu der Verbesserung Ihrer Verhältnisse gebrauchen können, so haben Sie sich nur an mich zu wenden.“ Blücher gab ihm zur Antwort: „Meine Güter stehen einstweilen noch mit schweren Kapitalien belastet, aber sie werden nicht von mir zurückgefordert, wenn ich Jahr um Jahr meine Zinsen bezahle.“ Der König bot ihm ohne Zinsen ein Kapital an. Das war für Blücher ein gutes Zeichen. Er reichte dem Könige die Hand und sagte: „Majestät, ich bin überzeugt, daß Sie überall, wohin Sie kommen, auf diese Weise Ihr Geld los werden. Auch ich nehme von Ihnen Kapitalien, wofür ich keine Zinsen zu bezahlen brauche, mit Freuden an.“ Friedrich ließ sich von ihm die Höhe seiner Schuld angeben und versprach, daß er ihm das Kapital bald übersenden werde, aber Zinsen fordere er nicht. Das war für Blücher eine helle Freude und eine große Genugthuung und er war nicht der Mann danach, eine solche Gnade von der Hand zu weisen. Als der König fortging, begleitete er ihn ein Stück Weges auf seiner Weiterreise und gab ihm noch allerlei zweckmäßige Erklärungen über die Verbesserung seiner Äcker, die er vorhatte.

Der König, obschon er vom Ackerbau nicht besonders viel verstand, hatte doch mit einem Blicke in der Bewirtschaftung Blüchers genug gesehen, um sofort die Richtigkeit seiner Behauptungen vorauszusetzen. Blücher ging freudig erregt nach Hause, und es dauerte nicht lange, als das Geld, welches er vom Könige gefordert hatte, ankam. Er befand sich gerade draußen auf dem Felde, als die Post ihm in einem großen Beutel die Geldsumme übersandte. Seine Frau ließ ihm sagen, er müsse

eiligst nach Hause kommen, denn es sei ein großes Paket vom Könige von Preußen für ihn angekommen. Sogleich warf Blücher den Spaten hin, und eilte spornstreichs nach Hause, wo er einen Brief vom Könige selbst und den großen Geldsack, den ihm derselbe schickte, vorfand. In freudiger Erregung erbrach er eiligst das Schreiben und las es. Er jubelte hoch auf vor Freude, als er damit zu Ende war. Er schloß sein Weib in die Arme und rief: „Nun ist alles Ungemach dahin, denn der König schickt uns die Gelder, die wir dem Gläubiger schuldig sind und verlangt, denke Dir, gar keine Zinsen.“ Er unterschrieb hierauf den Schuldschein, den ihm der alte Fritz mitgeschickt hatte und wollte das Geld nicht nachzählen; denn er meinte: „Beim Könige von Preußen ist eine solche Vorsicht nicht notwendig.“

Gleich am anderen Tage reiste Blücher sogleich zu seinem Gläubiger und fragte denselben, ob er geneigt sei, seine Forderung jetzt anzunehmen. Der Gläubiger, der sich zur Zeit gerade in Geldverlegenheiten befand, freute sich sehr, den Blücher mit der großen Geldsumme bei sich zu sehen, und sprach: „Mein Herr, noch ist die Zeit nicht gekommen, wo Sie zu bezahlen schuldig sind; aber ich bin gerne bereit, Ihnen von Ihrer Schuld einen erheblichen Teil abzulassen, wenn Sie mir dieselbe jetzt schon ganz auszahlen wollen.“ An ein solches Glück hatte Blücher nicht einmal gedacht; aber es war ihm doch lieb, daß er die ganze Schuld nicht zu bezahlen brauchte. „Wie viel wollen Sie mir denn ablassen?“ fragte er. Der Gläubiger gab ihm zur Antwort: „Wenn ich das Geld jetzt schon ganz bekommen kann, so bin ich gern geneigt, Ihnen fünfhundert Thaler zu erlassen.“

Blücher gab lachend zur Antwort: „Schneller habe

ich noch niemals fünfhundert Thaler verdient. Da ist das Geld, wovon ich fünfhundert Thaler zurücknehme." Er schüttelte den Beutel auf den Tisch und die Goldstücke fielen klingend nieder. Der Gläubiger zählte dieselben und rechnete die Summe zusammen. „Ganz richtig," sprach er, „mir sind fünfhundert Thaler zu viel, und ich bitte Sie, dieselben einzustecken." Blücher zählte so viel Goldstücke zusammen, wie sein Gläubiger ihm nachgelassen hatte, steckte sie lachend in die Tasche und sprach: „Das ist doch einmal Geld, wovon meine Frau nichts weiß. Aber sie soll doch ihren Teil bekommen." Glückselig reiste er wieder der Heimat zu, denn ein großer Stein der Sorge war ihm vom Herzen genommen.

Ein Jahr später, als der alte Fritz wieder einmal auf seiner Rundreise Blücher besuchte und sich von der vortrefflichen Wirtschaft seines ehemaligen Rittmeisters überzeugt hatte, empfand er eine große Freude über den Fleiß und die Ausdauer, mit welcher Blücher seinem Ziele zustrebte. Die beiden fuhren zusammen an den Äckern vorbei, auf denen Korn, Weizen und Hafer in solcher Pracht und Üppigkeit standen, daß die fruchtschweren Ähren sich unter der Last tief neigten. Der König rief verwundert darüber aus: „So ist es noch nie hier gewesen. Sie haben durch Ihren eisernen Fleiß und Ihre gründliche Kenntnis des Ackerbaues dem Landvolke sehr genützt, und ich bin gerne bereit, Ihnen dafür meine Gnade zu erweisen." Blücher gab lachend zur Antwort: „Ew. Majestät haben mir schon die großen Zinsen Ihres Kapitals geschenkt, und ich lebe nun ohne Sorgen. Ich habe nur noch das eifrige Verlangen, die Summe Ew. Majestät sobald als möglich wieder zurückzuzahlen."

Der König schlug ihm auf die Schulter und sagte lächelnd: „Ein so tüchtiger Landwirt, wie Sie einer sind, braucht mir kein Geld zurückzuzahlen. Ich bin noch ein wenig in Ihrer Schuld, wenn ich Sie damals wegen Ihres Brausekopfes aus dem Soldatenstande gewiesen habe. Nehmen Sie die Summe als Geschenk an, und seien Sie überzeugt, daß ich sie keinem lieber schenken würde, als Ihnen." Blücher konnte sein unverdientes Glück nicht fassen. Er war tief gerührt und er stattete dem huldvollen Könige seinen herzlichsten Dank ab. Sein erster Gedanke war, diese für ihn so günstige Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen und es lag ihm die Bitte nahe, ob er nicht wieder ins Heer eintreten dürfe.

Allein auch jetzt, wo doch sein König so voll Güte gegen ihn war, konnte er es doch nicht über das Herz bringen, ihm zu diesem Zwecke die Bitte auszusprechen. Der König nahm Abschied von ihm und besuchte ihn später noch einige Male; aber dennoch gingen noch dreizehn Jahre vorüber, ehe er die Uniform wieder anzog.

II.

Im Jahre 1786 starb der alte Fritz; sein großer Geist, der so viel Neues geschaffen, die Kriegskunst vollständig umgestaltet und dadurch ganz Europa mit hoher Bewunderung erfüllt hatte, lebte allenthalben fort. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. übernahm eine Erbschaft, die durchschnittlich sehr schwer war; einen Vorgänger, der ganz neue Wege angebahnt hatte. Bei seinem Tode dachte Blücher daran, ob es ihm jetzt gelingen werde, mit Ehren eine Anstellung beim Heere zu erhalten. Seine Frau drang bittend in ihn, doch jetzt von seinem Vorhaben abzustehen; denn mit seiner Landwirtschaft stand es vortrefflich, und es war vorauszusehen, daß sie wieder zurückgehen mußte, wenn er nicht mehr an ihrer Spitze stand; aber Blücher erwiderte ihr auf ihre Einwürfe: „In meinem Herzen da treibt mich ein Etwas, den Soldatenstand wieder aufzunehmen, jetzt wo mir diese Gelegenheit geworden, wehre dieser Stimme nicht.“ So oft seine Frau ihn auch beschwor, seine lohnende Beschäftigung nicht aufzugeben, und wie energisch sie ihm auch vorstellen mochte, daß durch seinen Fortgang

alles rückwärts gehen werde, so ließ er sich doch nicht abhalten, sondern that die nötigen Schritte, um wieder in das Militär einzutreten.

Er reiste sogleich nach Berlin, meldete sich beim Kommandanten und bat um Wiederaufnahme ins Heer. Die betreffenden Behörden sahen diese Werbung gerne und machten ihm so große Hoffnungen, daß er mit leichtem Herzen auf seinen Hof zurückkehrte. Von Tag zu Tag wartete er sehnsüchtig auf eine Nachricht aus der Residenz, aber sie ließ noch von Tag zu Tag auf sich warten.

Bald darauf hielt der neue König Friedrich Wilhelm II. eine große Truppenschau ab. Kaum hörte dies Blücher, als er dachte: „Jetzt oder nie," und er machte sich eiligst auf nach Berlin, wo er als Zuschauer der Truppenschau beiwohnte. Einer von den höheren Offizieren, der Blücher kannte, machte den König aufmerksam auf ihn, und dieser ließ ihn heranrufen. Blücher kam aufgerichteten Hauptes und mit strammer Haltung zum Könige, welcher ihn eine Zeit lang wohlgefällig betrachtete. Blücher wollte den günstigen Augenblick nicht vorübergehen lassen, ohne die Bitte für seine Wiederaufnahme im Heere vorgetragen zu haben. Er vergaß auch nicht, freimütig den Grund seiner einstigen Verabschiedung anzuführen. Der König Friedrich Wilhelm hörte ihn aufmerksam an, fand seine Ansprüche gerecht und stellte ihn, zur Freude Blüchers, in demselben Husarenregimente wieder an, das er als Stabsrittmeister verlassen hatte. Ja, der leutselige König that noch mehr, er stellte Blücher in demselben Range an, den er jetzt haben konnte, wenn er ohne Unterbrechung weiter gedient hätte. Das war am 23. März 1787, als er Major geworden war.

Wie freute sich Blücher, als er sich sobald der Erfüllung seines glühendsten Wunsches gegenüber sah. Ja, alles war so ehrenvoll für ihn, daß die Freude seines Herzens gar nicht aufhörte. Sein Entzücken kannte gar keine Grenzen, daß er die Laufbahn wieder einschlagen durfte, die er so frühe hatte verlassen müssen. Er trat mit großem Entzücken wieder in sein altes Regiment ein. Schon im September desselben Jahres kam eine Gelegenheit, sein Talent als Krieger zu zeigen, als er mit zwanzigtausend Mann preußischen Truppen nach Holland ziehen mußte, um das Haus Oranien gegen die Volkspartei zu schützen. Mit fröhlichem Herzen ging er nach seinem Bestimmungsorte, und es brannte ihm unter den Sohlen, die Aufständischen mit rascher Hand niederzuwerfen. Dazu kam es aber zum großen Ärger des thatendürstenden Blücher nicht, denn die Sache wurde schnell beigelegt; aber er hatte doch Gelegenheit gehabt, zu zeigen, wie gewandt, tüchtig und entschlossen er war. Bald hatte er sich das Vertrauen seiner Krieger im Sturme erobert. Bei seinem unermüdlichen Diensteifer konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß seine Beförderung rascher vor sich ging, als er und auch andere gedacht hatten. Am 3. Juni 1788 wurde er schon Oberstlieutenant; 1789 erhielt er bei einer Truppenschau den Orden „Pour le mérite"; am 20. August 1790 wurde ihm das Patent als Oberst und Befehlshaber seines Regimentes zugestellt. Das war eine selten vorkommende rasche Beförderung, und mancher mag denken, daß er es nicht verdient habe. Aber der König hatte seinen hohen Wert erkannt, und ihm seine außerordentliche Hingebung für sein Regiment durch dieses schnelle Emporsteigen vergolten. Und der Fürst sollte sich in seinen Erwartungen

nicht getäuscht finden, ja erfahren, daß dieselben weit hinter der Wirklichkeit zurückstanden.

Im Jahre 1789 begann die französische Revolution und verhieß allen Franzosen eine glückliche Änderung in der Regierungsform; aber bald kam die Regierung mit den auswärtigen Mächten in Konflikt. Schon im August 1791 hatten der Kaiser von Deutschland, der König von Preußen und der Kurfürst von Sachsen bei einer Zusammenkunft in Pillnitz sich für den bedrängten König Ludwig XVI. ausgesprochen und ein Bündnis geschlossen, ihm zu Hilfe zu kommen. Diese Übereinkunft erfüllte manchen mit banger Sorge für die Zukunft, andere aber empfanden auch, daß die Unthaten der französischen Revolution in Deutschland ohne eine frische That einen Widerhall finden würden und sprachen sich für den König von Frankreich aus. Der Krieg kam im Jahre 1792 zum Ausbruche.

Den Oberbefehl erhielt der regierende Herzog Ferdinand von Braunschweig, aber der Kampf der Deutschen war für die Verbündeten nicht glücklich. Blücher war bei dem Zusammentreffen zuerst noch nicht beteiligt. Im Februar 1793 kam er aber mit seinen Husaren zu der Heeresmacht, die am Rheine verteilt stand.

Der unglückliche König Ludwig war damals schon seinem traurigen Schicksale erlegen. Am Vormittage des 20. Januar versammelte sich der Staatsrat, um über den Unglücklichen Gericht zu halten. Nach beendigter Beratschlagung begaben sich Garard, Roland, Gruvelle, der Maire der Stadt Paris und zwei Aufseher nach dem Temple der Stadt. Garard, welcher dem Könige das Todesurteil verkündigen sollte, war selbst höchst erschüttert; er stammelte und konnte nicht zu Worte kommen. Der

König aber schaute ihn unerschrocken an; denn er wußte schon, daß ihm sein Urteil jetzt verkündigt würde. Denn bereits am Abend vorher hatte Malherbe zu ihm gesprochen: „Majestät, fassen Sie Mut und ertragen Sie das Urteil standhaft, denn Sie werden morgen zum Tode verurteilt."

Nachdem der König mit seinem Beichtvater eine Zeit lang allein geblieben war, glaubte er genug Fassung gewonnen zu haben, um eine letzte Zusammenkunft mit seiner Familie ertragen zu können. Die Königin Antoinette, die Prinzessin, der Kronprinz und die Dauphine wurden in sein Zimmer geführt, wo sie beinahe drei Stunden lang bei einander blieben. Er verkündigte ihnen mit ruhiger Stimme sein nahes Ende.

Da fielen sie ihm laut weinend um den Hals, dem Könige gingen diese bitteren Thränen sehr zu Herzen, und als er die Seinen entlassen hatte, sprach er mit einem Seufzer, der aus dem Grunde seines Herzens kam: „Das war ein schrecklicher Augenblick."

Am 21. Januar morgens um fünf Uhr stand der unglückliche König auf und verlangte die Messe zu hören. Alles Notwendige wurde endlich herbeigeschafft. Sein Beichtvater las die Messe und reichte dem Könige das Abendmahl. Dann erinnerte er denselben daran, daß seine Familie ihn noch einmal zu sehen erwarte. Der König Ludwig befürchtete aber, nicht standhaft bleiben zu können bei einer zweiten und letzten Zusammenkunft. Außerdem wünschte er den Seinigen die Todesangst eines solch grauenhaften Augenblickes zu ersparen; deshalb schlug er die Zusammenkunft ab. Um halb neun Uhr trat Senterre ein und berichtete dem Könige, daß er Befehle habe, ihn nach der Richtstätte zu führen.

Der Verurteilte blieb noch einige Minuten mit seinem Seelsorger allein, dann trat er bleich, aber gefaßt in das Vorzimmer, wo Senterre, der Polizeidirektor, zurückgeblieben war, und sagte: „Wir können gehen, ich bin bereit.“ Der König ging mit festen Schritten über den Hofraum und stieg in die Kutsche des Maires von Paris. Neben ihm saß sein Beichtvater, auf dem Vordersitze befanden sich Gendarmerieoffiziere und ein Mitglied des Bürgerrates. In einem anderen Wagen folgten zwei Offiziere der Bürgermiliz. Als sie bei dem Blutgerüste angekommen waren, welches sich an der Stelle der zertrümmerten Bildsäule Ludwigs XIV. befand, sagte der König: „Jetzt sind wir da.“ Hierauf bestieg er mit festen Schritten das Blutgerüst und beschaute eine Weile die unzählige Menschenmenge. Dann richtete er seinen Blick mit einem tiefen Seufzer nach den Tuillerien und sah schweigend nach seiner vormaligen Wohnung, in deren Angesicht man grausamerweise das Blutgerüst errichtet hatte. Fünfzehn bis zwanzigtausend Bewaffnete besetzten den Platz. Außerdem war noch eine zahllose Menschenmenge versammelt, und man hatte, um einen Aufstand zu vermeiden, das Schafott mit Kanonen umstellt, die mit Kartätschen geladen waren. Drei Henkersknechte kamen auf ihn zu und wollten ihm seinen Überrock und sein Kleid ausziehen, er aber stieß sie zurück und entkleidete sich selbst. Sie legten ihm ein weißes Kamisol an, welches den Hals frei ließ. Dann schnitten sie ihm die Haare ab. Als sich aber ein Henker mit einem Stricke näherte, um ihm die Hände auf den Rücken zu binden, widersetzte sich der König, und erst als ihn sein Beichtvater erinnerte, daß der Erlöser der Menschen sich auch die Arme habe binden lassen, ließ es der König

ohne Widerspruch geschehen. So stand nun der gute König gebunden vor seinem Volke, das ihn nicht verstanden hatte, auf dem Schafotte, aufmerksam seine Unterthanen betrachtend. Dann trat er zwei Schritte vor, an den Rand des Blutgerüstes, in der Absicht zu sprechen. Sogleich verstummte die Musik und der König rief mit lauter Stimme: „Franzosen! Ich sterbe unschuldig, ich vergebe allen meinen Feinden und wünsche, daß Frankreich — — —" Senterre schrie: „Man darf ihn nicht hören, das ist nicht der Augenblick zum Sprechen." Dann gab er den Trommelschlägern ein Zeichen und befahl den Scharfrichtern, ihr Amt zu verrichten. Das Wirbeln der Trommeln erstickte die Stimme des Königs.

Bei diesem Lärme stand der König unbeweglich, ein tiefer Schmerz drückte sich auf seinem Gesichte aus über die Härte seiner unversöhnlichen Feinde. Einer der Scharfrichter packte ihn jetzt mit seinen Fäusten an und zog ihn zum Schafott. Der König folgte nach einem kleinen Widerstande ganz gelassen, betrachtete einen Augenblick aufmerksam das fürchterliche Mordinstrument und legte sich dann hinein. Der Beichtvater kniete nieder, legte sein Haupt dicht an den Kopf seines armen Herrn und rief mit lauter Stimme: „Sohn des heiligen Ludwig, erhebe Dich zum Himmel." Hierauf fiel das Beil und des Geistlichen Gesicht wurde mit Blut bespritzt.

Der Kopf des Hingerichteten blieb mit der Unterhaut des Halses am Rumpfe hangen und mußte mit Gewalt abgerissen werden. Als dieses geschehen war, wurde das Haupt hoch empor gehalten und dem versammelten Volke gezeigt. „Es lebe die Nation, es lebe die Republik," so erscholl es an allen Enden. Die Hüte und Mützen der verblendeten Menge flogen in die Höhe,

während andere die Taschentücher in das strömende Blut tauchten. So trieben die Unmenschen mit dem Leichnam ihres Königs noch den größten Unfug und setzten dadurch ihrer That die Krone auf.

Der Rumpf wurde auf einen Karren gelegt und in der Magdalenenkirche in eine zwölf Fuß tiefe, zum Teil mit ungelöschtem Kalke angefüllte Grube geworfen.

Die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. durcheilte mit Blitzesschnelle ganz Europa und rief in allen Herzen einen gewaltigen Sturm der Bestürzung und Entrüstung hervor. Auch das Heer, das am Rheine stand, trachtete danach, diese Unthat zu rächen.

Als Blücher diese Mordthat erfuhr, war er außer sich vor Entrüstung und nahm sich fest vor, die tod- und mordsüchtigen Franzosen wieder in ihre früheren Schranken zurückzuwerfen und ihre Frevel strenge zu ahnden. Eilig sammelte er sein Heer, um ohne Aufenthalt gegen Frankreich zu ziehen. Aber er war diesmal nicht allein, denn der deutsche Kaiser Franz II., der das Jahr vorher zur Regierung gekommen, war der nahe Verwandte der unglücklichen Königin von Frankreich, und ihr Leiden ging ihm tief zu Herzen. Er befand sich daher mit Preußens Monarchen in Berlin, um den unglücklichen König zu befreien und die alte Verfassung wiederherzustellen. Schon im Juni des vorhergehenden Jahres waren, wie bekannt, fünfzigtausend Preußen nach dem Rheine aufgebrochen. Ferdinand von Braunschweig hatte damals den Oberbefehl und Friedrich Wilhelm II. begleitete ihn in eigener Person.

Der Feldzug fing sehr glücklich an. Die preußische Armee nahm rasch die Festungen Longwy und Verdun, drang durch die Champagne und kam bis Valmy, auf

der Straße nach Chalon. Schon dachte man an einen Einzug in Paris, und der Herzog von Braunschweig erließ einen donnernden Aufruf an die Franzosen, sogleich ihren König loszulassen und zur alten Ordnung zurückzukehren, sonst sollte in Paris kein Stein auf dem anderen bleiben.

Dieser Aufruf verfehlte aber seine Wirkung und versetzte die Feinde, statt in Furcht, in grauenhafte Wut, deren Opfer, wie wir gesehen haben, der unglückliche König Ludwig wurde. Jeder von ihnen griff nach den Waffen, so daß Frankreich ein großes Kriegslager wurde. Alles wollte man an die Verteidigung des Vaterlandes setzen, und im Nu waren Heere aufgestellt, die den Preußen entgegenrückten.

Diese hatten ihre beschwerlichen Märsche unter ungeheueren Strapazen und in dem kläglichsten Zustande fortgesetzt. Von den ausgewanderten Franzosen, die ihnen die Eroberung Frankreichs als etwas höchst Leichtes vorstellten, wurden sie mißleitet, denn man versicherte ihnen, die Franzosen warteten nur auf ein preußisches Heer, und würden willig zu ihnen übergehen. Aber sie machten bald eine Erfahrung ganz anderer Art, denn jeder Franzose betrachtete die Preußen als schlimme Feinde. Man war durch einen schlechten französischen Landstrich gezogen. Hunger und Mangel wüteten im Heere, schlechte Witterung, grundlose Wege. Im Hinterhalte versteckte Franzosenhaufen, die dem Nachtrabe arg zusetzten, erhöhten die Schwierigkeiten. Da traten siebzigtausend kampfbegierige Franzosen unseren Kriegern entgegen, welche in einer fast unangreifbaren Linie aufgestellt waren. Die Preußen eröffneten bei Valmy eine heftige Kanonade, aber diese brachte die Franzosen nicht zum Weichen, und die preußische

Armee mußte sich zurückziehen. Dieser schmähliche Rückzug kostete ihn zwölftausend Tote und Verwundete. Viele Soldaten fielen vor Hunger und Ermattung nieder und es fehlte an den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln. Auch an Kleidungsstücken war großer Mangel, ganze Corps von Preußen marschierten ohne Schuhe und Strümpfe, fast halb nackt, in dem tiefen Schlamme und auf den durchweichten Wegen. Kanonen, Wagen, Gepäck blieben größtenteils in den Morästen stecken, die Pferde stürzten zu hunderten und ein Teil der Reiterei mußte absitzen und zu Fuß voranwaten.

Nach einer Zeit von drei Wochen gelangte man wieder auf deutschem Boden. Hätten die französischen Feldherren ihre ganze Schuldigkeit gethan und den Rückzug besser ausgenutzt, so wären sie imstande gewesen, das ganze preußische Heer gefangen zu nehmen oder zu vernichten.

Unterdessen waren die Österreicher von Norden her in Frankreich eingedrungen, wurden aber bei Jemappes zurückgeschlagen. Die Folge davon war, daß die Republikaner die Niederlande eroberten und im Süden bis an den Rhein zogen. Sie eroberten in stürmischer Eile Speier, Worms, Frankfurt am Main und Mainz. Die Österreicher und Preußen brachten ein neues starkes Heer auf die Beine und vertrieben die Feinde durch die Schlacht bei Aldenhoven aus Deutschland und durch die Schlacht bei Neerwinden aus Belgien. Allein der französische General Jourdan besiegte die Deutschen abermals bei Fleurus. Durch diese unglückliche Schlacht wurde Holland die sogenannte „batavische Republik“, und das ganze linke Rheinufer, außer Mainz, besetzt.

Preußen war zugleich in einen Krieg mit Polen

verwickelt und schloß deshalb zuerst von allen Feinden Frankreichs mit ihm den Frieden zu Basel. Das geschah im Jahre 1795. Aber die allgemeine Teilnahme vermochte nicht die unglückliche Königin zu retten. Schon am 16. Oktober fiel das Haupt der armen Maria Antoinette, nachdem sie den Leidenskelch bis auf den Grund geleert und die höchste Stufe des Leidens durchgemacht hatte. Die hohe Frau, welche daran gewohnt gewesen war, immer im äußersten Wohlstande zu leben, war während ihrer Gefangenschaft entsetzlich behandelt worden. Sie mußte in dem schmutzigsten Kerker unter beständiger Aufsicht gegenwärtiger Gendarmen ihre Schmerzenstage zubringen, ihr letztes halbverfaultes Paar Strümpfe mußte sie selbst zusammenflicken und zuletzt wurde sie als eine schwere Verbrecherin auf einem Schinderkarren mit rotgeweinten Augen zum Richtplatz geführt, wo ein schrecklicher, aber schneller Tod ihren vielen Leiden ein Ende machte.

Doch wenden wir den Blick weg von solchen traurigen Bildern, die ewig ein Schandfleck in den Annalen der französischen Geschichte sein werden. Schauen wir uns vielmehr einmal nach unserem Helden Blücher um, um zu sehen, was er in diesem Kriege vollbracht. Wären alle Krieger so tapfer gewesen, wie er, so würde das Resultat ein ganz anderes gewesen sein, als es sich bis jetzt darbot. Am 25. Juli 1793 war er in der Nacht mit zweihundert Husaren, einer Schwadron kaiserlicher Kürassiere, sechshundert Mann Infanterie und sechzig Jägern über die Marque bis Lille gegangen. Sobald dieser Fluß passiert war, schickte er dreihundert Mann Infanterie an demselben hinauf, bis sie mit dem Dorfe Sengain eine gerade Linie bildeten. Dort sollten sie, so hatte er ihnen

befohlen, sich in den Gesträuchern versteckt halten und da bleiben, bis ein Trompetenstoß das Zeichen zum Angriffe geben würde. Dann aber, war ihnen befohlen, in Sengain einzudringen und den Kirchhof zu besetzen. Zweihundert Mann Infanterie legte er im hohen Getreide links von dem Dorfe Windmühlenberge nieder und gab ihnen den Befehl, auf ein gegebenes Zeichen das Dorf von dieser Seite zu stürmen. Die Kavallerie verbarg er hinter einige Gehöfte und sie hatte den Befehl, das Dorf zu umgehen. Bei diesem Unternehmen begleitete unseren Blücher der kaiserliche Graf von Hohenzollern, der indessen seinem Rittmeister Befehl gegeben hatte, die Ordre des Blücher zu befolgen, da er selbst nur als Zuschauer dabei wäre. Blücher ritt nun in die Schanze, die sich in einer erhöhten Lage befand, von wo aus man alles übersehen konnte. Als der Morgen anbrach, kam der Feind heranmarschiert. Blüchers Infanterie war zu ungeduldig und fing vor dem erhaltenen Befehle an zu feuern. Da stutzte der Feind, der keine Ahnung von ihrem Dasein hatte, und machte Halt. Blücher aber bedeutete nun seinen Truppen, so zu verfahren, wie er es ihnen befohlen habe. Er eilte aus der Verschanzung, um den Feind besser übersehen zu können; aber jetzt stürzte er mit dem Pferde. So schnell es möglich war, sprang er wieder auf und eilte vorwärts. Den Grafen von Hohenzollern fand er mit dem Gewehre vor seinen Kürassieren. Er rief ihm zu: „Blücher! Ich werde nicht kommandieren, sondern mitarbeiten.“ Die Husaren Blüchers verfolgten schon die feindliche, fliehende Kavallerie und ließen die Infanterie hinter sich. Sie hieben alles zusammen, was ihnen vor die Klinge kam. Blücher sprengte bei einer Windmühle vorbei, wo ihm eine Kugel vor dem Gesichte vorbeifuhr, und der Graf

von der Golz entdeckte, daß der Dampf aus der Windmühle kam, in welcher sich ein Franzose versteckt haben mußte. In diesem Kampfe machte Blücher vier Offiziere, fünfundneunzig Gemeine und vierzig Pferde gefangen; die übrigen wurden zusammengehauen und kein Mann von der Infanterie entkam. Unter den Gefangenen befand sich auch ein Verwundeter, dessen Schenkelknochen zerschmettert worden war. Man hatte ihn neben das Feuer gelegt und ihm Brot und Branntwein zur Erfrischung angeboten; aber er schlug beides ganz entschieden aus und wollte sich auch nicht verbinden lassen, sondern forderte die Preußen auf, statt ihm das Leben zu erleichtern, ihn tot zu schießen. Blücher stand mit dem Oberstlieutenant von Muffling in einiger Entfernung. Beide hörten die auffälligen Äußerungen des Franzosen, traten näher, und Blücher befahl, daß eine Decke geholt würde, mit der er zugedeckt werde. Bei dieser Gelegenheit erhob er seine Augen und blickte den Blücher forschend an, senkte aber seine Blicke bald wieder zu Boden. Blücher ließ ihm durch seinen Adjutanten sagen, er möge sich doch verbinden lassen und zu seiner Stärkung etwas genießen. Da er nicht antwortete, so ließ ihm Blücher sagen, daß das kein richtiger Soldat sei, der im Elende seine Zuflucht zur Verzweiflung nehme, und daß er einen solchen Mann, der an sich selbst verzweifelte, nicht achten könne. Er dürfe die Hoffnung auf Genesung nicht aufgeben und er könne versichert sein, daß er sich unter Menschen befinde, die Gefühl genug hätten, um zu seiner Erleichterung alles beizutragen, was in ihren Kräften stehe. Als der verwundete Franzose diese Worte gehört hatte, schaute er Blücher mit einem traurigen Blicke an, und ein Strom von Thränen erleichterte sein bedrücktes Herz.

Dann reichte er Blücher vertraulich die Hand. Dieser ließ ihm Wein geben und jetzt trank er davon; auch sträubte er sich nicht länger dagegen, daß der Chirurg ihm einen Verband anlegte. Blücher nahm nun Gelegenheit, zu fragen, was ihn früher zur Verweigerung der Erleichterungen bewogen habe. „Ach," gab der Verwundete zur Antwort, „mein Vater ist guillotiniert worden, meine Brüder sind im Kriege gefallen, meine Frau und Kinder leben in den ärmlichsten Verhältnissen. Deshalb sehne ich mich nach dem Tode, als dem Ende meiner Leiden. Aber durch Ihr Zureden bin ich anderen Sinnes geworden und entschlossen, meinem künftigen Geschicke mit Geduld entgegenzutreten." Diese Aufklärung rührte alle Zuhörer, auch diejenigen Leute, welche früher nicht am besten über die Republikaner gesprochen hatten und ihnen durchaus nicht geneigt waren. Blücher ließ nun sämtliche Verwundete, nachdem sie verbunden worden waren, in das nahe gelegene Dorf Verdenthal bringen und empfahl sie dem Dorfschulzen zur Pflege an.

Von Edesheim, wo Blücher mit dem mutigen Feldherrn Prinz Ludwig Ferdinand das Dorf erstürmt hatte, aber sich bald darauf daraus zurückziehen mußte, erzählt unser Held Blücher folgendes: „Während des Rückzuges von Edesheim kamen einige feindliche Kavallerieoffiziere wild auf sie herangesprengt, wahrscheinlich, um ihre Kühnheit zu zeigen. Blücher sprach zu denjenigen Offizieren seines Regimentes, die sich in seiner nächsten Umgebung befanden, sie sollten langsam zurckweichen, um den Herren Franzosen noch mehr Mut einzuflößen, dann aber sich plötzlich umkehren und gerade auf sie losstürmen. Wie es Blücher vorgeschlagen hatte, so geschah es, und als sie sich den Preußen auf dreißig Schritte genähert hatten,

warfen dieselben rasch, wie der Blitz, ihre Pferde herum und stürmten mit verhängten Zügeln auf sie ein, wodurch die französischen Offiziere so aus der Fassung kamen, daß sie eiligst die Flucht ergriffen. Die preußischen Offiziere, welche sich über dieses Gebaren hoch erfreuten, ließen bei diesem Anblicke ein lautes Lachen ertönen.

Blücher vollführte überhaupt so manches Bravourstückchen, daß ihn der dankbare König zum Generalmajor ernannte und ihm damit gleichzeitig den roten Adlerorden verlieh.

Wenden wir uns nach diesem Abschweifen wieder zu den kriegerischen Ereignissen. Wir haben gesehen, wie die Franzosen im Verlaufe des Kampfes das linke Rheinufer nahmen. Die Länder Jülich und Berg waren bis zum Jahre 1794 von jeder feindlichen Heimsuchung verschont geblieben, jedoch in diesem Jahre, am 2. Oktober, machten unglückliche Kriegsereignisse das jülische Land zum Kriegsschauplatze, denn die Österreicher verließen an diesem Tage die Stellung an der Roer und zogen, von den Franzosen verfolgt, am 3. und 4. Oktober bei Köln, Mühlheim und Düsseldorf über den Rhein, während das französische Heer das Ufer überschwemmte und sich hier festsetzte.

Einige Kanonenschüsse, die am 6. Oktober morgens neun Uhr von der Düsseldorfer Citadelle auf das am linken Rheinufer stehende Zollhaus fielen, welches von einer französischen Piquette besetzt war, brachten die Franzosen in die größte Aufregung. General Bernadotte, der sie befehligte, hielt sich nach diesem Vorfalle für berechtigt, die Stadt dafür zu züchtigen. Er ließ dieselbe mit vier Stücken Geschütz beschießen, und in der darauffolgenden Nacht standen das Schloß, der Marstall, die Kirche und

das Kloster der Cölestinerinnen, sowie einige Privatgebäude in Flammen. Die Bewohner der Stadt gerieten über dieses unerwartete verderbliche Schießen so sehr in Schrecken, daß viele den Kopf verloren und aus der Stadt entflohen. Bald retteten sich auch die Regierungsbeamten, an ihrer Spitze der bergische Minister von Hompesch, und selbst das bergische von Kikelsche Infanterieregiment verließ die ihm zum Schutze übergebene Stadt und begab sich nach Elberfeld und Barmen, wo es neun Monate lang die Besatzung der beiden Städte bildete. Auch die Regierung verweilte längere Zeit in Barmen.

Die Rheinüberfahrt war während dieser Zeit gänzlich gesperrt und auf beiden Rheinseiten wurden die kräftigsten Anstalten zur Verteidigung und zum Angriffe des Stromes gemacht. Auf dem rechten Ufer wurde eine Verteidigungslinie, in welcher vierhundert Kanonen verwendet wurden, angelegt. Die Franzosen waren nicht weniger thätig, sondern legten längs dem anderen Ufer eben solch starke Werke an, worin sie vierhundertsechsundsiebzig Feuerschlünde stellen konnten.

Diese gegenseitigen Anstalten wurden beinahe ein ganzes Jahr offen erhalten, ohne daß von irgend einer Seite etwas Entscheidendes geleistet wurde, da der Rhein und aller Verkehr zwischen beiden Ufern gesperrt war und dadurch der Handel und die Schiffahrt gänzlich daniederlagen. General Jourdan, der die französische Hauptarmee befehligte und sein Quartier in Bonn hatte, beabsichtigte jetzt, über den Rhein zu setzen. In der Nacht vom 5. zum 6. September 1795 erteilte er dem General Kleber den Befehl, mit vier Divisionen vom linken Flügel der Sambre- und Marsarmee, zusammen fünfundzwanzigtausend Mann stark, über den Strom zu

setzen. Mit Freuden nahmen seine Offiziere diesen Befehl an. Lefèbre setzte mit seiner Division zuerst über, ihm folgte General Tilly mit seiner Abteilung. Dieser Übergang war um so überraschender, als er auf neutralem Boden geschah, denn wir haben ja oben gesehen, daß Preußen mit Frankreich den Neutralitätsfrieden zu Basel geschlossen hatte. Auch die Österreicher hatten sich eines solchen Streiches nicht versehen, und sie waren ungewiß, was sie beginnen sollten. Hierzu kam noch ein Scheinangriff, den der General Grenier bei Ürdingen auf sie machte. Es geschah überhaupt manches, woran die Deutschen nicht gedacht hatten.

Der Brigadegeneral Legrand hatte von Neuß aus, an der Spitze eines Grenadierbataillons, in Nachen auf dem Erftflusse über den Rhein gesetzt und betrat kurz vor Mitternacht, angesichts einer starken, österreichischen Batterie das Land. Der General Championet erschien um dieselbe Zeit mit seiner Reiterabteilung, ungeachtet eines furchtbaren Kartätschen- und Flintenfeuers, Düsseldorf gegenüber, forderte die Stadt zur Übergabe auf und ließ sie mit zwei Stücken beschießen.

Das österreichische Heer unter dem Oberbefehle des Feldmarschallieutenants Graf von Erbach, welches aus ungefähr fünfzehntausend Mann bestand, hatte eine feste Stellung genommen auf dem rechten Rheinufer in weit zerstreut liegenden Ortschaften, bei Kaiserswert, Wittlar und anderen Städten. Das Corps bei und um Kaiserswert betrug achttausend Mann. Als man hier des Nachts den anhaltenden Kanonendonner von Düsseldorf und Ürdingen hörte, schickte Graf Erbach sofort einige starke Detachements nach den bedrohten Punkten zur Verstärkung. Er selber führte vier Compagnien Infanterie und

zwei Schwadronen Ulanen nach Düsseldorf, während zwei andere Compagnien die Besatzung um Kaiserswert verstärkten. Jetzt erhielt man die Kunde von dem wirklichen Rheinübergang der Franzosen bei Eichelskamp. Deshalb zogen eilends vier Compagnien Infanterie und vier Schwadronen leichter Reiter und eine Schwadron Ulanen, welche alsbald sich den bereits gelandeten und bei Angermund postierten Feinden gegenüberstellten. Ferner wurden zwei Compagnien Infanterie bei Angerbach aufgestellt, um den Rücken des Landes zu decken, in dem Orte selbst blieben nur noch acht Compagnien Infanterie und eine Schwadron zurück.

Als Graf Erbach morgens um vier Uhr in Düsseldorf eintraf, fand er schon den bayerischen Grafen von Zedewitz in Unterhandlungen mit den Franzosen, und trotz aller Gegenbemühungen des österreichischen Generalfeldmarschalls kam die Kapitulation zwischen dem französischen Bürger Louis Denizos und dem bergischen Minister Hompesch zum Abschlusse. Die Besatzung durfte ehrenvoll abziehen, das Eigentum und die Bewohner wurden unter den Schutz der „freien, großen, französischen Nation" gestellt. Die österreichischen Truppen zogen sich nach dem Grafenberge, nach Rat und Golzheim zurück und Graf Erbach schickte voll Verdruß über die Fortschritte der Franzosen seinen Truppen den Befehl zum Rückzuge. Dieser geschah in der größten Ordnung und in der Nacht vom 6. bis 7. Dezember lagerten sie schon auf dem Ochsenkamp bei Schwelm.

Es sei uns erlaubt, für einige Zeit von den politischen Ereignissen uns zu entfernen, um die persönlichen Verhältnisse Blüchers einigermaßen zu verzeichnen. Bald nachdem er wieder in das preußische Heer eingetreten

war, hatte er den Tod seiner geliebten Gattin zu beklagen. Der Verlust ergriff ihn um so heftiger, weil er sie innig und wahrhaft treu geliebt hatte. Stets blieb ihm ihr Andenken heilig. Aber unser Blücher fühlte das Bedürfnis, eine andere Seele zu finden, die mit ihm Freud und Leid teilte und ebenso mit ihm harmonierte, wie seine erste Gemahlin. Es konnte ihm dieses nicht schwer fallen, denn er war ein schöner Mann und besaß alle Eigenschaften, die ihn dem weiblichen Geschlechte lieb und wert machten. Als er nun in Aurich das Fräulein Amalia von Kolomb kennen lernte, die jüngste Tochter des dortigen Kammerpräsidenten, fühlte Blücher in seinem Herzen, daß diese ihm einen Ersatz für seine heimgegangene Frau sein werde. Obgleich ihm ihre Eltern einige Hindernisse in den Weg legten, so räumte Blücher dieselben doch bald beiseite und führte sein „liebes Malchen" zum Altar.

Durch den Frieden zu Basel hörten die Feindseligkeiten zwischen Preußen und Frankreich auf und die preußischen Truppen zogen in ihre Garnisonen zurück. Blücher kam nach Münster. Dort fand er viele Widersacher, denn die Münsteraner waren nicht sehr preußisch gesinnt und die französischen Emigranten bestärkten sie noch in dieser Abneigung. Blücher ärgerte sich sehr stark darüber, aber er verstand es meisterhaft, die gefährlichen Klippen zu umgehen und sich das Vertrauen und die Achtung der Bürger und Behörden zu erwerben. Nur seinen glühenden Haß gegen die Franzosen konnte er nicht überwinden und sprach denselben unverhohlen oftmals aus; besonders aber bestärkte er seine Soldaten in ihrer Abneigung gegen die Republikaner. „Wenn wir 'mal wieder an sie kommen, dann sollen sie unsere Klingen

fühlen. Nicht wahr, Jungens?" pflegte er seinen Husaren zu sagen. Seine wackeren „Jungen" antworteten dann: „Ja, Herr General!" oder riefen „Hurra", wobei sich ihr ganzes Gesicht vor Begeisterung rötete.

Blücher hielt sich auch eine Zeit lang in Hamm auf und hatte sich dort durch seine Leutseligkeit und sein gerades Wesen allgemein beliebt gemacht. Wegen seines hingebenden Diensteifers ernannte ihn Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1801 zum Generallieutenant.

III.

Während Blücher aus der Garnison ärgerlich auf die kriegerischen Ereignisse nach außen schaute, wollen wir ihn eine Zeit lang verlassen und uns nach dem Kriegsschauplatze begeben.

Ein neuer Stern leuchtete am kriegerischen Horizonte der Franzosen. Napoleon Bonaparte, der sich von Anfang an als ein unerschrockener, tüchtiger und umsichtiger Held offenbart hatte, aber klugerweise sich in allen Dingen nach dem französischen Direktorium in Paris richtete, hatte eigentlich gar keine revolutionären Gedanken, war vielmehr dem Absolutismus im höchsten Grade zugethan, und sein Streben ging von Anfang an dahin, seinem Herrschertalente die Bahn zu öffnen. Durch seine großen Heldenthaten gelang es dem ehrgeizigen Jüngling, die Republik zu bestimmen, ihn zum Präsidenten zu ernennen. Es war damals überhaupt eine auffallende Flut und Gegenflut unter den Franzosen vorhanden, und Napoleons rasche Fortschritte können bei seiner Energie nicht überraschen. Sein Eifer im Kriegswesen und sein Glück bei allem, was er angriff, bahnten

ihm nach und nach den Weg zu den höchsten militärischen Ehrenstellen, und es war daher nichts Auffallendes mehr, daß Bonaparte, der Sohn eines Advokaten auf Korsika, das Scepter in Frankreich führte.

Die Zeit der furchtbaren Unruhen brachten den ruhmsüchtigen Jüngling rasch empor und schon im sechsundzwanzigsten Lebensjahre erhielt er den Oberbefehl über das französische Heer, das in Italien gegen die Österreicher kämpfen sollte. Während diese bis zu jener Zeit den Angriffskrieg geführt hatten, ging dieses jetzt in die Hände der Franzosen über. Wunder der Tapferkeit verrichtete Napoleon hier und trieb die Feinde fast bis nach Wien. Lobpreisend erhob ihn das französische Volk von Stufe zu Stufe, und als er aus einem verwegenen Kriegszuge übers Meer nach Ägypten wieder in Frankreich landete, zwang er die Machthaber ihm die Regierung zu überlassen, und wurde von den leichtbethörten Franzosen zum Konsul ernannt. Mit dieser Würde bekleidet setzte er den Krieg gegen die Österreicher mit unerhörtem Glücke fort und erzwang sich den für das deutsche Kaiserreich so nachteiligen Frieden zu Lüneville. Gegen England, das Napoleons erbitterter Feind war, konnte er, weil es ihm an Kriegsschiffen fehlte, nicht viel ausrichten, aber er wollte doch die Engländer wegen ihrer Teilnahme an den Kriegen in Europa bestrafen und nahm ihnen im Jahre 1803 ihre Provinz Hannover weg, obschon sie in Deutschland lag und die Bewohner dieses Landes dadurch höchst erbittert wurden.

Im Jahre 1804 ließ Bonaparte sich feierlich zum Kaiser der Franzosen krönen, und fast alle Fürsten Europas erkannten ihn aus Furcht vor dem gewaltigen Herrscher an. Während dies in Frankreich geschah, verband sich

der König von Preußen mit mehreren anderen deutschen Fürsten, um Norddeutschland den Frieden zu erhalten; denn obschon man hätte glauben sollen, Napoleon sei nun zufrieden, da er die höchste menschliche Stufe erstiegen hatte, so zeigten doch manche Anzeichen das gerade Gegenteil. Er war als Kaiser, wie sich bald zeigte, noch gefährlicher, als früher, denn ohne nach schwerschwiegenden Ursachen zu suchen, fing er mit allen Ländern, aus denen er Vorteil ziehen wollte, den Krieg an.

Im Jahre 1805 verbanden sich England, Österreich, Rußland, die Pforte und der König von Neapel miteinander, um mit Waffengewalt die Franzosen zur Ordnung und zur Haltung der heiligsten Verträge zu zwingen. Hierauf suchten sowohl die Franzosen als auch die Verbündeten das kräftige Preußen für sich zu gewinnen. Napoleon machte ihm große Anerbietungen, aber der König wollte nichts mit ihm zu thun haben und gab auf Frankreichs Vorschläge zur Antwort, er wolle seine Neutralität bewahren. Napoleon nahm diese Zurückhaltung sehr übel und suchte ihn zum Kriege zu zwingen, denn das mächtige Preußen war ihm ein Dorn im Auge und er fürchtete diesen Staat von allen seinen Feinden am meisten. Darum sollte Preußen bald seine schwere Hand fühlen und den tückischen Feind kennen lernen. In Eilmärschen rückte Napoleon nach Bayern; Preußen sah noch ruhig zu. Aber als er mit furchtbarer Kriegsmacht durch die preußischen Gebiete Ansbach und Bayreuth zog, da entflammte mit Recht des Königs Zorn. Er schrieb an Napoleon und drückte in diesem Schreiben seinen äußersten Unmut über den Durchmarsch seiner Truppen durch sein Land aus. Jetzt, setzte er hinzu, werde die preußische Armee eine Stellung

nehmen, wie sie die Verteidigung des Vaterlandes notwendig mache. Das waren nicht bloß Schreckschüsse, sondern ernste Reden, denen der König von Preußen gleich die That folgen ließ. In Sachsen, Westfalen und Franken wurden drei starke Heere auf die Beine gebracht. Die Krieger jubelten darüber und in Berlin sprach man nur für den Krieg.

Während dieser Rüstungen war Napoleon in Bayern eingedrungen, schloß den General Mack in Ulm ein und zwang ihn nach vier Tagen zur Übergabe. Nun war ihm der Weg nach Österreich offen, Murat besetzte Wien, während Napoleon die vereinigten Russen und Österreicher in der sogenannten Dreikaiserschlacht bei Austerlitz schlug. Bald darauf mußte Österreich in dem Frieden zu Preßburg einen großen Landstrich abtreten.

Aber diese glücklichen Fortschritte konnten die Preußen doch nicht einschüchtern. Als der König erfuhr, daß Napoleon bei den Friedensunterhandlungen mit England treuloserweise die Rückgabe Hannovers, das er Preußen 1803 gegeben hatte, zugesichert habe, erklärte Friedrich Wilhelm II. ihm den Krieg. In ganz Preußen sang man Spottlieder auf Napoleon, so siegesgewiß schliefen sie noch auf den Lorberen des großen Friedrich.

In dieser Zeit traf der russische Kaiser Alexander in Berlin ein, um seiner vorangezogenen Armee zu folgen. Friedrich Wilhelm empfing ihn mit inniger Liebe und Freude, und auch das Volk freute sich seiner Ankunft. Am 3. November schlossen die beiden Monarchen einen Bund, kraft dessen beide Mächte sich verbindlich machten, zur Aufrechterhaltung des Friedens alles beizutragen, was in ihren Kräften stehe und bei Fehlschlagen ihrer Bemühungen sich gegenseitig zu unterstützen. Am 5. November 1805

reiste der Kaiser von Berlin ab. Vor seiner Abreise hatte er gewünscht, das Grab Friedrichs des Großen zu sehen. Nachts um ein Uhr begab er sich mit dem Könige und der unvergeßlichen Königin Luise nach der Garnisonskirche zu Potsdam. Die feierliche Stille der Nacht, die durch Fackeln erhellten Räume des heiligen Gotteshauses stimmten die Herrscher so vieler Millionen zu andächtigen Gefühlen. In ihrer Brust keimten große Gedanken. Alexander küßte den Sarg des unsterblichen Königs. Friedrich Wilhelm legte die Hand in die seines kaiserlichen Freundes und beide schwuren sich ewige Treue. Alexander reiste nach der rührenden Scene sogleich zu seiner Armee zurück.

In Preußen gab es damals zwei Parteien, wovon die eine um jeden Preis den Frieden dem Lande erhalten, die andere aber unbedingt den Krieg wollte. Zu letzteren gehörten die ausgezeichnetsten Offiziere und die besten Schriftsteller damaliger Zeit. Blücher hatte sich stets frei und laut gegen Frankreich ausgesprochen. Man sah ihn deshalb in vielen Teilen des Landes als das Haupt dieser Partei an. Er war der ersteren nicht hold und nannte die feinen Diplomaten nur die Federfuchser, welche die Absicht hätten, das Vaterland durch ihre Staatsklugheit nicht in Gefahr zu bringen. Aber die Franzosen hatten durch ihren gewaltsamen Durchmarsch das Land zu sehr erbittert. Der König ernannte den zweiundsiebzigjährigen Herzog Ferdinand von Braunschweig und den Fürsten von Hohenlohe zu Oberbefehlshabern in Niedersachsen und in Franken. Niemand freute sich mehr darüber, daß es jetzt endlich losgehen sollte, als der tapfere Haudegen Blücher, welcher damals in Westfalen stand.

Napoleon sammelte schnell, bevor Preußen von seinen Bundesgenossen Hilfe erhalten konnte, ein zweihunderttausend Mann starkes Heer am Main. Er führte es durch das Saalthal und lieferte den Preußen und Sachsen, welche einhundert fünfundachtzigtausend Mann stark waren, bei Jena und Auerstädt siegreiche Schlachten. Bei Jena schlug Bonaparte den Fürsten von Hohenlohe, während sein Marschall Davoust bei Auerstädt den Ferdinand von Braunschweig schlug. Ferdinand, gleich im Anfange der Schlacht tödlich verwundet, wurde auf dänisches Gebiet gebracht, wo er bald seinen Wunden erlag. Freilich war die Stimmung bei dem Heere gut gewesen, aber es herrschte leider noch immer der alte Kriegszopf, viele Offiziere dachten zu sehr an ihren alten Ruhm. Napoleon hatte die Mängel im preußischen Heere mit seinem Feldherrnblicke überschaut und danach seine Maßregeln getroffen. Nach dieser Schlacht ergaben sich die wichtigsten Plätze bis an die Oder. Die Festungen Erfurt, Spandau, Stettin, Küstrin, Magdeburg, Glogau, Breslau übergaben die Befehlshaber fast ohne einen Schwertstreich.

Blücher knirschte bei der Niederschlagung des Herzogs von Braunschweig vor Wut, und mit entschiedener Tapferkeit ging er gegen den Feind vor. Ein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen und ein Trompeter übergab ihm das seinige. Aber diese stürmische Tapferkeit konnte nichts mehr den Franzosen den Sieg entreißen. Jetzt rächte es sich, daß die Preußen nicht genug Nachforschungen über die Bewegungen der Feinde gehalten hatten, denn die Generäle wurden in die größte Unruhe versetzt, als die Franzosen in Weißensee standen.

General Kalkraut, sobald er diese Lage eingesehen hatte, begab sich zum Prinzen August, welchem er erklärte,

daß die Truppen gänzlich erschöpft und dazu noch ohne Lebensmitteln seien; da ihm der König verboten habe, anzugreifen, so werde nichts anderes übrig bleiben, als sich zu ergeben. Prinz August wurde über diese Auseinandersetzungen höchst ungehalten und gab ihm zur Antwort: „Wenn die Notwendigkeit gebeut, so muß man sich wehren; wenn wir uns ohne Widerstand in Stücke hauen lassen, so würde das etwas ganz Unerhörtes in der preußischen Geschichte sein. Ich übernehme jede Verantwortung auf meinen Kopf." General Kalkraut wollte noch weitere Einwendungen machen, aber der Prinz gab ihm zur Antwort: „Ich werde der Armee bekannt machen, daß alle Hundsfötter sich ergeben können; aber es werden alle braven Leute meinem Beispiele folgen."

Als er auf diese Weise den Kalkraut eben abgefertigt hatte, kam Blücher auf seinem Pferde herangesprengt. Der Prinz August richtete gleich die Frage an ihn, ob er glaube, daß man sich mit zwölftausend braven Preußen durchschlagen könne. Blücher gab zur Antwort, angreifen dürfe man nicht, denn das sei gegen den Befehl des Königs. Allein, wenn der Feind angreife, so verstehe es sich von selbst, daß man sich bis auf den letzten Mann wehren müsse.

Der französische General, welcher bei Weißensee stand, ließ sich die Märe aufbinden, es sei Waffenstillstand geschlossen. Gegen den Marschall Soult, welcher mit schwerer Übermacht heranrückte, suchte man dieselbe Angabe anzuwenden, um ihn vom Schlagen abzuhalten. Aber er erklärte den Generälen Kalkraut und Blücher, er könne sich ohne den direkten Befehl des Kaisers auf keinen Waffenstillstand einlassen und gab sogleich den Befehl zum Angriffe. Kalkraut wollte dem Blücher

einreden, daß es doch zu viel verlangt sei, einen Prinzen und die sämtliche Garde im Kampfe zu riskieren. Blücher aber gab ihm strenge zur Antwort: „Mögen Sie darüber denken, wie Sie wollen, ich werde mich auf keine Kapitulation einlassen.“ Die beiden ritten nun wieder zum Marschall Soult zurück, welcher dem General Blücher eindringlich zuredete, er möge doch eine ehrenvolle Kapitulation nicht abschlagen. Blücher sagte gerade heraus, daß er von der verfluchten Kapitulation nichts mehr hören wolle, und als Soult ihm einige Male wiederholte, daß er kapitulieren müsse, rief Blücher im höchsten Ärger: „Dann soll uns lieber alle der Teufel holen. Unter den Waffen bin ich grau geworden und habe sechzig Jahre auf dem Rücken. Sprechen Sie mir kein Wort mehr von Kapitulation.“

Auf diese Weise wurden die Unterhandlungen abgebrochen und Soult befahl den Angriff. Es war ein mörderischer Kampf, denn die Preußen waren viel geringer, als die Franzosen, aber sie schlugen sich dennoch durch und erreichten Nordhausen. Aber alle Disciplin hatte im Heere aufgehört und die Flucht nahm in überraschender Weise zu. Blücher aber gelang es, seine ihm übergebenen Truppen solange zusammenzuhalten, bis sie sich glücklich bis nach Lübeck durchgeschlagen hatten.

Am 27. Oktober hielt der siegreiche Napoleon seinen Einzug in Berlin. Die königliche Familie mußte über die Oder fliehen und gelangten am Ende des Jahres 1806 in Königsberg an. Die Sachsen trennten sich schon nach dem Tage der Schlacht von den Preußen, denn sie waren widerwillig gegen die Franzosen gezogen, mit denen sie schon während des ganzen Krieges in Unterhandlung gestanden hatten. Der Kurfürst von

Sachsen trat zum Rheinbunde über und schloß sich an den Kaiser Napoleon an. Durch diese Bereitwilligkeit wurde er zum Könige erhoben und in der Folge wurde dieser Übergang noch mehr belohnt. Aber es gab auch heldenmütige Männer, die sich standhaft weigerten, die ihnen anvertrauten Festungen zu übergeben, und dem Könige von Preußen treu blieben. Gneisenau, Schill und der alte Nettelbek retteten Kolberg. Als man den alten Kommandanten von Graudenz zur Übergabe aufforderte, weil es keinen König von Preußen mehr gebe, antwortete Courbière: „Nun gut, so bin ich König von Graudenz.“ Der sechsundsiebzigjährige Oberst Hermann in Pillau erklärte seiner Besatzung: „Lebendig übergebe ich die Festung nicht! Wer mich überlebt, lege mich in diesen Sarg! Wer ein braver Soldat ist, der schwöre: Preußen oder Tod.“ Die ganze Besatzung schwur und Pillau blieb dem Könige erhalten.

Am 17. Oktober standen die Feinde schon bei Halle und unverzüglich wurde die preußische Nachhut angegriffen, welche vom Schrecken gänzlich gelähmt, bald auseinandergesprengt war. Blücher war, wie gesagt, über Braunschweig an die Elbe und von da in die Altmark gezogen; aber auch hier verfolgten ihn die Franzosen. Ob auch Fürst Hohenlohe bei Prenzlau mit seinem Heere von sechzehntausend Mann die Waffen streckte, ob auch bei Pasewalk sechstausend Mann Reiterei und bei Anklam viertausend Mann sich dem Feinde ergaben, so verlor Blücher doch nicht den Mut, und konnte er sich nicht entschließen, ohne Kampf die Waffen zu strecken. Von den Feinden hart gedrängt, ins Mecklenburgische verfolgt, von der Elbe abgeschnitten, warf er sich nach Lübeck. Hier wollte er sich auf das äußerste wehren und mit

erhobenen Waffen sterben. Am 6. November erstürmten die Franzosen die Stadt, aber sie hatten sich verrechnet, wenn sie glaubten, sobald Meister derselben zu werden. Blücher wehrte sich wie ein Löwe und erst, als man ihn ganz umzingelt hatte, und er ohne Rettung verloren war, ergab er sich mit den Worten: „Ich kapituliere, weil ich weder Blei noch Pulver, noch Fourage habe." Er hatte höchstens fünfzehntausend Mann bei sich, während der französische Marschall weit über siebzigtausend Mann gebot. Mit ihm wurden gefangen genommen York, Scharnhorst und der Hauptmann Muffling.

Blücher wurde auf sein Ehrenwort freigelassen und ging zunächst nach Hamburg, wohin seine beiden Söhne ihm folgen durften. Nach seiner Gewohnheit lebte er daselbst wie ein schlichter Bürgersmann; sein Herz war tief verwundet durch das Unglück des Vaterlandes. Aber er vertraute doch noch fest auf die Zukunft und gab die Sache Preußens noch lange nicht verloren. Die Hamburger, welche mit ihm bald bekannt wurden, bezeigten ihm die größte Teilnahme und Zuvorkommenheit.

Die russische Armee hatte sich unterdessen in großen Zügen genaht, war fünfzigtausend Mann stark und wurde von dem General Benningsen befehligt. Zu ihnen stieß ein kleines aber durch das Schicksal zum äußersten entschlossenes Heercorps von Preußen, das bereit war, Leben und Blut für ihren König und Vaterland in die Schanze zu schlagen.

Napoleons Siege hatten auch den Polen Hoffnung gemacht. Sie glaubten Bonaparte werde ihre Unabhängigkeit wieder herstellen, und ein Königreich Polen errichten. Zwei angesehene Polen, die im französischen Heere dienten, riefen das Volk zu den Waffen gegen die

Preußen. Sie sagten, ihr Kaiser habe ihnen versprochen, ihr Vaterland wieder herzustellen und ihnen einen einheimischen König zu geben. Die Polen erhoben sich, vertrieben die Preußen und gaben für den Mann, von dem sie die Hoffnung hegten, daß er das unabhängige Polenreich wieder herstellen würde, ihre ganze Opferwilligkeit hin. Napoleon hatte die Absicht, die Polen mit ihren Hoffnungen hinzuhalten und sagte zu Warschau, er wolle sehen, ob die Polen wert seien eine Nation zu sein. Aber er wollte die Leichtgläubigen nur zu seinen Zwecken gebrauchen.

Verstärkt durch seine neuen Bundesgenossen lieferte Napoleon den vereinigten Russen und Preußen nach mehreren hartnäckigen und blutigen, aber wenig entscheidenden Gefechten, bei Preußisch-Eylau am 7. und 8. Februar eine höchst mörderische Schlacht; aber keiner hatte gesiegt, und beide zogen sich erschöpft vom Kampfplatze zurück. Die königliche Familie mußte nach der Grenzstadt Memel entfliehen. Infolge dessen lag die Königin Luise vierzehn Tage an einem heftigen Nervenfieber darnieder und begann sich erst zu bessern, als die unglückliche Schlacht bekannt wurde. Man brachte sie an einem trüben Wintertage über die Grenze, sie lag in Betten eingehüllt in ihrem Wagen und unternahm als stille Dulderin die gefährliche Reise. Aber ihr war dieselbe wohlthätig, und sie erholte sich schneller, als man geglaubt hatte.

Nach der unentschiedenen Schlacht von Preußisch-Eylau, wo die Preußen unglaublich fochten und ganze Haufen der Feinde niedermachten, wo Ströme Blutes das weiße Schneefeld röteten, trat eine viermonatliche Waffenruhe ein.

Der tapfere Schill hatte sich nicht an den Waffenstillstand gekehrt, sondern auf eigene Faust den Krieg fortgesetzt. Bei einem seiner verwegenen Streifzüge hatte er den französischen General Viktor gefangen genommen und gegen diesen Gefangenen wurde Blücher am 15. März 1807 ausgewechselt. Aus dem französischen Hauptquartiere in Österrode hatte er die erste Anzeige von seiner erwünschten Befreiung erhalten. Neues Leben durchströmte wieder den grauen Krieger und er atmete neu auf. Am 22. März reiste er von Hamburg ab und begab sich zunächst nach dem französischen Hauptquartiere, wo er vom Kaiser Napoleon mit Auszeichnung empfangen wurde. Dieser entließ ihn nach einigen freundlichen Worten. Blücher eilte nun sofort nach Königsberg, wo ihn der unglückliche König an die Spitze eines Corps stellte und ihn zu Schiffe nach Pommern schickte, damit er Stralsund verteidigen helfe. Dort blieb er bis zum Frieden.

Als der Waffenstillstand zu Ende war, rückte Napoleon mit einem Heere, das aus Polen, Rheinbundtruppen und Spaniern bestand, den Preußen und Russen entgegen. Bei Friedland stießen die beiden Heere zusammen. Die Preußen und Russen kämpften mit wahrer Todesverachtung und die Schlacht dauerte neunzehn Stunden. Der Mond leuchtete in voller Klarheit über das blutige Schlachtfeld hin. Das brennende Friedland sandte weit umher seinen schaurigen Feuerschein. Jetzt erst ruhte das Morden. Die Russen und Preußen flohen, Napoleon hatte gesiegt. Nach dieser Schlacht war das Schicksal Preußens entschieden. Königsberg fiel in die Hände der Sieger. Der russische Alexander stand an der Grenze seines Reiches, er fragte sich, ob er das blutige Kampfspiel noch weiter fortsetzen solle oder nicht. Da aber

dadurch seinem Freunde Friedrich Wilhelm nicht geholfen war, so unterhandle er mit Napoleon.

Am 9. Juli um elf Uhr morgens gingen Napoleon und Alexander, umgeben von ihren Großen, zu einem Flosse, das sich in der Mitte des Niemen befand und welches zwei Zeltdächer trug. Auch der König von Preußen wohnte der Zusammenkunft bei. Hier nahmen die Friedensunterhandlungen ihren Anfang. Alle drei Mächte thaten hier ihre Meinung kund, und es wurde ein Vertrag geschlossen, den Preußen wegen seiner schweren Verluste tief empfand. Am 9. Juli mußte Preußen in dem Tilsiter Frieden alle Länder bis zur Elbe, ganz Südpreußen, Neu-Ostpreußen und die Stadt Danzig, an zweitausendsiebenhundert Quadratmeilen mit fünf Millionen Einwohnern abtreten. Napoleon bildete aus den abgetretenen Teilen von Südpreußen das Herzogtum Warschau und gab es dem Könige von Sachsen für seinen Verrat an Preußen. Das war der Lohn der Polen, dafür, daß sie sich bereitwillig dem fremden Eroberer in die Arme geworfen und ihr Blut für ihn vergossen hatten! Danzig sollte eine freie Stadt werden, und doch warf Napoleon eine starke französische Besatzung hinein und die Bewohner mußten sich seiner Verfassung unterwerfen. Was der ländergierige Korse unserem armen Könige Friedrich Wilhelm II., dem Herzoge von Braunschweig und dem Kurfürsten von Hessen abgenommen hatte, fügte er zu Hannover und gab dieses alles zusammen seinem Bruder Hieronymus als Königreich Westfalen. Außerdem mußte das gedemütigte Preußen einhundertvierzig Millionen Thaler Kriegskontributionen an Frankreich bezahlen, durfte in der Folge nur zweiundvierzigtausend Mann Soldaten halten und mußte Kriegs-

straßen durch seine Staaten zulassen. Mit tief bekümmertem Herzen entband der König hierauf die abgetretenen Unterthanen ihres Eides in einer öffentlichen Bekanntmachung, in welcher jedes Wort das Herz des Lesers zum Mitgefühl reizt. Das Königspaar erhielt Briefe aus allen Teilen seines ehemaligen Reiches; aber die Westfalen, welche von jeher mit unerschütterlicher Liebe und Treue an ihren König hingen, zeigten ihm diese Anhänglichkeit in ihrer derben herzlichen Weise.

So war nun Preußen plötzlich von seiner stolzen Höhe herabgestürzt. Mehr als die Hälfte seiner Besitzungen hatte es verloren, und das Mark des Landes war durch diesen Krieg erschüttert. Das Elend in den Provinzen stieg außerordentlich. Das bare Geld verschwand fast gänzlich. Der Wert der französischen Tresorscheine sank anfangs auf ein Viertel des angenommenen herab, später verloren sie jeden Wert. Hoch und niedrig seufzte, denn alle waren verarmt; auch die Wohlhabensten hatten es nicht besser. Die Gewerbe waren ganz darniedergestreckt. Der Handel stockte, denn Preußen mußte auf Befehl Napoleons der Kontinentalsperre beitreten, womit er bezweckte, England zu Grunde zu richten, weil er dachte, können die Engländer ihre Waren in Europa nicht absetzen, so müssen sie verarmen. Aber den harten Kriegsmann kümmerte es nicht, daß die europäischen Staaten am meisten darunter litten, denn dies reiche England geriet so bald nicht in Verlegenheit. Ganze Strecken Ackerland blieben unbebaut und lagen ganz brach und verödeten. Unter Menschen und Vieh herrschten Seuchen, Teuerungen und Not zeigten sich in furchtbarer Gestalt. Die Franzosen machten das Unglück erst ganz voll, denn statt nach dem Frieden das Land zu

räumen, blieben sie ruhig in demselben, drückten durch unerhörte Einquartierungen die Bewohner noch mehr zu Boden und nahmen für sich, was ihnen gut dünkte. Gegen Ende des Jahres 1807 rückten die Franzosen bis zur Weichsel zurück und erst ein Jahr später zogen sie ab. In den Festungen Stettin, Küstrin und Glogau aber blieben sie auch jetzt noch.

Verschiedene Versuche, den Nationalhaß der Deutschen gegen die fremden Unterdrücker zu einem allgemeinen Aufstande der Nation zu entflammen, scheiterten an der Furcht der Fürsten und an der Erschlaffung, in die ganz Deutschland durch die unglücklichen Kriege gefallen war, und gereichten denjenigen, die das Werk unternahmen zu ihrem eigenen Verderben. So führte der preußische Major von Schill, im Jahre 1806 Befehlshaber einer von ihm gebildeten Freischar und einer der heldenmütigen Verteidiger Kolbergs, 1809 sein Husarenregiment von etwa sechshundert Mann aus Berlin wie zum Exerzieren heraus und forderte es auf, mit ihm zur Befreiung des Vaterlandes auszuziehen. Aber Schill fand nicht den erwarteten Zulauf des Volkes; in Stralsund, wo er Rettung auf der englischen Flotte suchen wollte, fiel er nebst dem größten Teile seiner Getreuen im Gefechte gegen Dänen und Holländern; die gefangenen elf Offiziere wurden in Wesel von den Franzosen erschossen.

Blücher mußte nach dem unglücklichen Frieden zu Tilsit Stralsund räumen und arbeitete dann in Königsberg und Berlin im Kriegsdepartement. Hierauf wurde ihm das Militärkommando in Pommern übertragen. Später aber wurde er, wie man allgemein glaubt, auf Napoleons Veranlassung in den Ruhestand versetzt. Der König schenkte ihm ein Gut in Schlesien und hier lebte

der Tapfere in aufgezwungener Ruhe und Unthätigkeit, bis zu der anbrechenden Morgenröte, die Preußen die Freiheit wieder gab. Er verzweifelte nicht, wie viele andere, an der Rettung des Vaterlandes, sondern hoffte fest auf den Tag, wo ihnen das Glück günstiger sein würde.

Auch der König Friedrich Wilhelm II. verzweifelte nicht trotz der herben Schicksalsschläge. Die Ereignisse hatten ihn gelehrt, daß vieles in seinen Staaten anders werden müßte, damit das tiefgebeugte Volk wieder kräftig emporblühen könne und der vernichtete Wohlstand wieder hergestellt werde. Um Preußens alten Ruhm und Ehre wiederkehren zu lassen, mußten noch große Dinge geschehen und manches umgeschaffen werden. Dazu gehörte die Leibeigenschaft, welche das Landvolk ganzer Gegenden zu Sklaven der Gutsbesitzer machte. Es war überhaupt manches Alte zu ändern. Der Dienstzwang mußte abgeschafft werden, durch welchen die Gutsbesitzer bestimmten, wo und für welchen Preis die Knechte und Mägde dienen mußten. Die Vorspannpflichtigkeit drückte den Ackerbau nieder; die Güter und Grundstücke befanden sich fast allein in den Händen des Adels, dem es nicht erlaubt war, sie an einen Bürgerlichen zu verkaufen oder zu vererben. Selbst er konnte seine eigenen Güter nicht nach freier Wahl benutzen, denn niemand durfte Holzgrund zu Ackergrund machen oder nach Gefallen seine Wälder benutzen. Am mangelhaftesten sah es im Heere aus, denn in demselben fand jeder, gleichviel aus welchem Lande er kam, oder welchen Ruf oder Namen er hatte, freiwillige Aufnahme. Das Heer konnte also nicht aus den tugendhaftesten Leuten bestehen. Und dieses mag wohl auch die Schuld gewesen sein, daß man sie für

den Ausbund aller Laster der Menschheit hielt. Um den Preußen den Soldatenstand noch mehr zu verleiden, waren die schrecklichen Strafen, die Stockprügel und Spießruten eingeführt. Wer deshalb Soldat werden mußte, der hielt das für das größte Unglück und nicht selten wandte man alle mögliche List an, um sich der Pflicht der Vaterlandsverteidigung zu entziehen. Der König hatte das schon früher bessern wollen, aber er war an der Gemächlichkeit seiner Beamten gescheitert, jetzt aber ließ er sich nicht länger abhalten. Es sollte ein ganz neuer Staat auf neuen Grundlagen geschaffen werden, und wie er gewirkt, so hat es noch kein Hohenzoller vor ihm gethan. Durch weise Gesetze hob er die Kraft des Volkes und machte es geneigt, den Franzosen nach und nach entgegenzutreten, und sich selbst den Eroberern ebenbürtig darzustellen. In den sechs Jahren der schweren Prüfung, wo der Fremdherrschaft hartes Joch auf dem ganzen Lande lastete, wo Napoleon ihm starke Wunden schlug, suchte der König dieselben durch Einrichtungen weiser Art zu heilen. Zu den vorzüglichsten Einrichtungen Friedrich Wilhelms gehört es, daß jedem Einwohner von seinem Könige die Befugnis eingeräumt wurde, alle seine Kräfte und Talente frei benutzen und entwickeln zu dürfen, daß ferner die Gerechtigkeit streng und unparteiisch gehandhabt werden sollte, daß das Verdienst, in welchem Stande es sich auch befinde, ungehindert emporstreben könne, und daß endlich durch Erziehung und Gottesfurcht und jede zweckmäßige Einrichtung im Vaterlande ein Sinn gegründet wurde, auf dem Wohlstand und Sicherheit fest gebaut werden konnten. Um diese Zwecke zu erreichen, erschien zuerst ein Gesetz, welches Freiherr von Stein, der Leiter der inneren Verwaltung, das auch den Bürgerlichen den

Erwerb adeliger Güter gestattete. Die Leibeigenschaft und der Dienstzwang wurden aufgehoben und der Grundbesitzer konnte frei mit seinem Eigentume verhandeln, wodurch der Ackerbau sehr gefördert wurde. Die obersten Verwaltungsbehörden erlitten eine Umgestaltung durch die Schöpfung besonderer Ministerien der Finanzen und des Innern, sowie eines Mittelgliedes zwischen der obersten Staatsverwaltung und den Provinzen, der Oberpräsidenten; die Städte erlangten durch die Städteordnung vom Jahre 1808 eine größere Selbständigkeit in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Dadurch erhob sich die allgemeine Thätigkeit, und die Freiheit des Berufes entwickelte den Sinn der Landesbewohner, so daß plötzlich ein anderer Geist in dem Lande sich merklich regte, der gute Früchte zu tragen versprach. Vorzüglich trug des Königs Sorge um die Landleute dazu erheblich viel bei, denn bisher hatte der gemeine Bauer vier Tage lang mit Menschen und Vieh dem Edelmanne umsonst dienen müssen und deshalb hatte er kaum zwei Tage Zeit, um seine ihm untergebenen Ländereien zu bestellen. Das wurde nun plötzlich anders durch ein Gesetz, welches alle diese lästigen Verpflichtungen aufhob, den Bauern gestattete, die Hälfte oder ein Drittel ihrer untergehabten Felder als freies Eigentum für sich behalten und nur einen kleinen Teil dem Edelmann zurückgeben zu dürfen.

Gleichzeitig erfuhr die Wehrverfassung des Landes eine Umgestaltung durch den Kriegsminister Scharnhorst und den Obersten Gneisenau, indem die allgemeine Wehrpflicht als Grundsatz aufgestellt und die Offizierstellen auch den Bürgerlichen zugänglich wurden. Einfach aber doch höchst schlau war dieser Entwurf, so daß die Franzosen in dem Glauben erhalten blieben, Preußen erhielt

nur ein Heer von zweiundvierzigtausend Mann. Waren nämlich eine Anzahl Preußen eingezogen worden, so wurden die Eingeübten entlassen. Die ersteren wurden einige Monate einexerciert und dann kamen an ihre Stelle eine gleiche Zahl anderer, noch ungeübter Vaterlandsverteidiger. So war also in Preußen eine gewaltige Heeresmacht immer schlagbereit, die nur auf den günstigen Augenblick wartete, um ganz Europa in Erstaunen zu setzen.

Alle diese heilsamen Verordnungen konnten das Land vorerst aber noch nicht vor Elend bewahren, denn Napoleon bestand mit Härte auf der Zahlung der hundertvierzig Millionen Kriegssteuern. Monatlich wurden über dreieinhalb Millionen Franken aus Preußen geschleppt, denn Napoleon hatte vor, Preußen im Frieden noch mehr zu zerrütten, als es im Kriege geschehen war. Die Heere der Franzosen schalteten in den preußischen Festungen nach Belieben und schrieben Lieferungen und Geldzahlungen aus. Nach einer genauen Berechnung sollen aus Ostpreußen an zehn Millionen, aus Schlesien eineinviertel Millionen Franken alle Monate geschafft worden sein. Da die Staatskassen nicht so viel Geld aufbringen konnten, so mußten die Steuern vermehrt und erhöht werden und das Volk und der Adel, der jetzt zur Gütersteuer herangezogen wurde, zahlten freudig, weil es seines Regenten Drangsal sah. Sogar der Staat zahlte freiwillig von seinen Gütern Grundsteuern, zog Klöster und Stifter ein, um nur Mittel zur Deckung der Kriegskosten zu gewinnen und willigte in die Verpfändung und den Verkauf der eigenen Besitzungen. Er schickte sein Gold- und Silbergeschirr nach Hamburg zum Verkaufe, und gab mit Freuden hin alles, was er hatte. Aber alles, was

er aufbringen konnte, reichte noch lange nicht hin und immer größer wurde die Not, immer düsterer die Zukunft.

Mit dem Ende des Jahres 1808 räumten endlich die Franzosen den größten Teil des Landes und die Hauptstadt. Die Berliner erwarteten die Rückkehr ihres geliebten Königs und seiner Familie, die sich zur Zeit noch in Petersburg aufhielten, mit großer Sehnsucht, aber dieser Wunsch sollte erst nach einem Jahre in Erfüllung gehen; denn Kaiser Alexander empfing seinen hohen Besuch mit aufrichtiger Liebe. Hier verlebte die königliche Familie ihre Tage in süßem Frieden und stiller, wehmütiger Betrachtung. Damals ahnte es wohl keiner, daß dereinst des Königs älteste Tochter Rußlands Kaiserthron zieren würde. Doch die Wege des Herrn sind wunderbar und er führt alles zum besten hin. Endlich am 23. Dezember 1809 kam das Königspaar nach Berlin und hielt seinen Einzug in seine Hauptstadt. Es war ein freudiger, ein Tag des größten Jubels. Der Freudenruf der Einwohner drang überall zum Himmel empor und zeigte dem König und der Königin, wie viel tausend treue Unterthanen sie noch hatten, und wo dieses der Fall ist, da ist das Höchste für Befehlshaber erworben. Unaufhörlich riefen die Berliner: „Willkommen, tausendmal willkommen!“ Das waren nicht allein die Worte, sondern auch das Gefühl jedes aufrichtig Denkenden. Man kann sich vorstellen, wie es dem Könige und seiner hohen Gemahlin in ihren wunden Herzen wohl that, hier so treue Seelen zu finden, die ihnen ihr Unglück erleichterten! Freudig erwiderten sie die Huldigung mit dem aufrichtigsten Dankgefühl.

Im Juli 1810 hatte die unvergeßliche Königin

Luise die Sehnsucht, ihren Vater in Hohenzieritz zu besuchen, der Herzog im Mecklenburgischen war. Hier begann sie schon nach wenigen Tagen zu kränkeln; anfangs hatte sie nur Husten, aber bald gesellte sich Fieber und eine große Mattigkeit hinzu. Am 16. Juli trat ein heftiger Brustkrampf ein. Auf Befehl des Königs eilten zwei Leibärzte nach Hohenzieritz, aber schon war die Hoffnung auf Genesung der geliebten Fürstin entschwunden; die hohe Kranke blieb während ihres großen Leidens sich immer gleich; nur wenn sie eine Linderung fühlte, dankte sie Gott mit kindlich frommem Sinne. Am 18. Juli sprach sie mit großer Beklemmung zu ihrer Umgebung: „Wenn ich dem König und meinen Kindern sterben sollte!"

In der Nacht vom 19. Juli kam der König mit seinen beiden ältesten Söhnen an. Als er seine geliebte Gemahlin jetzt wieder sah, war sein Schmerz unbeschreiblich. Doch verbarg er ihn und sagte tief bewegt zu seiner Gemahlin: „Gottlob, daß ich hier bin." Freudenthränen entquollen den Augen der Königin. Der Kronprinz und der Prinz Wilhelm traten weinend an ihr Bett, sie sanken vor demselben, vor der geliebten Mutter nieder, welche ihnen mit brechender Stimme ihren Segen erteilte. Gegen neun Uhr morgens wurden die Krämpfe immer heftiger; der Todeskampf trat ein und mit leiser Stimme betete die Sterbende: „O mein Erlöser, kürze meine Leiden. Mein Gott, mein Gott, verlaß mich nicht." Fünf Minuten später war ihr Gebet erhört und ihre Seele zu einer besseren Welt eingegangen.

Überall, wohin die Todesnachricht kam, wurden die Augen mit Thränen erfüllt, und diejenigen, welche es vermochten, eilten nach Hohenzieritz, um die geliebte Leiche

noch einmal zu sehen, und um ihren Sarg nach Berlin zu begleiten. Im Schloßgarten zu Charlottenburg liegt die Hülle der hohen Toten begraben. Sie war die Deutscheste der Frauen, die ihr Vaterland so innig liebte und es so tief in ihrem Herzen fühlte, als das Unglück hereinbrach. Allein sie vertraute auf Gott und hoffte, daß einst bessere Zeiten eintreten würden. An allem, was zur Wiedererhebung ihrer Landeskinder, zur Veredelung des Volkes geschah, nahm sie den innigsten Anteil. Doch ihr war es nicht vergönnt gewesen, den Tag zu schauen, der das Joch der Fremdherrschaft in den Staub trat.

Lieber Leser, wenn du einst nach Berlin kommst, so vergiß nicht das Grab der unvergeßlichen Königin zu besuchen. Erinnere dich an ihrer Ruhestätte, daß es das Vaterland war, um das sie litt, weshalb sie so schnell sterben mußte. Denke dich in ihre großen Leiden hinein, wie sie ihnen, als fromme Dulderin einen stillen Damm entgegensetzte, nicht murrte und wider Gott haderte. So trage auch deine Bürde, bis der Tod dich abruft und bleibe treu bis zum Grabe deinem Könige und deinem Vaterlande.

IV.

Das ganze Land blutete unter dem Joche der Fremdherrschaft. Kein Reich in Deutschland hatte auch nur annähernd so schwer gelitten als Preußen. Napoleon haßte diesen Staat, seinen König und seine Minister, weil er von allen Ländern Europas sich nicht seinen Befehlen unbedingt unterwarf, denn der ländersüchtige Kaiser war durch sein Waffenglück daran gewöhnt, daß er nur zu befehlen brauchte, und sofort mußten alle Fürsten nach seiner Pfeife tanzen. Des Königs fester und ernster Sinn, welcher sich nie herabgelassen hatte, dem Korsen zu schmeicheln und seine ernste Weigerung sich dem Rheinbunde zuzugesellen, stachelte in Napoleon den Haß immer größer. Er mochte wohl denken, daß das gedemütigte Preußen zwar tief gefallen, aber noch lange nicht gestorben sei, und daß es eines Tages die angethane Schmach blutig rächen würde. Deshalb suchte er es in Banden zu halten, damit er im Falle der Not es leicht verschlingen könne. In den Oderfestungen lagen noch dreiundzwanzigtausend Franzosen, in Magdeburg, Stralsund und Danzig hausten ebenfalls noch große feindliche

Heerhaufen; elf Straßen durchschnitten den Staat und gaben dem Gewaltigen das Mittel in die Hand, leichten Spiels in Preußen eindringen zu können und es zu besetzen, wenn er es für notwendig hielt. Bei ihm stand es fest, daß Preußen sich einst erheben würde, wenn er es nicht in seiner Ländermasse begrübe. Es durfte deshalb nicht frei werden, denn er fürchtete das Land und seine Bewohner. Die Preußen aber hofften fest auf Gottes Beistand, wenn sie einmal gegen den Feind ihres Landes auftreten müßten und in diesem Gedanken blickten sie voll unendlicher Zuversicht auf ihren König, denn er gab ja das erhabene Beispiel frommer Kraft, strenger Gottesliebe und holder Milde. In seinen unendlichen Leiden rief er das Glück und die Tugend wieder herbei, welche aus dem Vaterlande gewichen waren. Das mochte wohl die Hauptursache sein, warum das Volk sich mutvoller Liebe und Hingebung in die Absichten des Königs fügte und mit stiller Duldung die Zeit erwartete, wo es mit kräftiger Faust und mit Gottes Hilfe sich auf seine Feinde stürzen und sie aus dem Lande jagen würde. Vorerst aber konnte darauf noch nicht gebaut werden, sondern man mußte ruhig den kommenden Tagen entgegensehen.

Napoleon stand damals auf dem Gipfel seiner Macht, als der gewaltigste Kriegsheld seiner Zeit, wie wohl außer Friedrich dem Großen keiner gelebt hat; dazu kam noch seine Heirat mit der Tochter des Kaisers von Österreich, die seine Macht noch zu erhöhen und seinen Werken gleichsam die Krone aufzusetzen schien. Niemals hat ein Mensch so viel Ehre von seinen Untergebenen genossen, als dieser Korse. Die meisten Völker krochen vor ihm auf den Knieen und das trug viel dazu, den Stolz und

Ehrgeiz in ihm zu wecken, und den Gedanken zu nähren, daß ganz Europa sich seinem Willen beuge. Mit Rußlands edlem Kaiser Alexander hatte er scheinbar lange Freundschaft gehalten und ihm seine Treue und Zuneigung versprochen; aber im Grunde genommen war Rußland ihm ein Stein im Wege, der seinen Siegeszug hemmte. Wenn Napoleon aber einmal einen feindlichen Gedanken erfaßt hatte, so war er hinreichend, um dem Lande einen baldigen Untergang zu bereiten. Napoleon war niemals darum verlegen, einen Krieg anzufangen und er wußte sein Beginnen stets mit dem Scheine der Wirklichkeit zu bemänteln. Diesmal warf er Rußland vor, es habe seine Verträge nicht erfüllt und englischen Schiffen erlaubt, mit ihren Waren in seine Häfen einfahren zu dürfen. Außerdem aber nahm Napoleon einem Verwandten des russischen Kaisers, dem Herzoge von Oldenburg, ohne allen Grund sein Land weg. Es kam zunächst nur zu Anfragen von Rußland an Frankreich; aber der Kaiser Alexander führte in denselben eine schwere, ernste und entschiedene Sprache gegen Napoleon. Das hatte Napoleon nur erwartet und es war ihm Grund genug vorhanden, um Rußland den Krieg zu erklären.

Bonaparte rüstete ein furchtbares Heer unter seinem eisernen Befehle aus, und alles führte er mit sich, was ein so großer und entscheidender Kampf erforderte. Zugleich zwang er die Bewohner der Länder, durch welche er kam, sich ihm anzuschließen, indem er sagte: „Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich.“ Auch Preußen, das gerne am liebsten sofort auf ihn losgeschlagen hätte, wurde gezwungen, mit zwanzigtausend Mann für Frankreich gegen seinen treuen Freund zu kämpfen.

Napoleon reiste über Magdeburg, Leipzig und Dresden,

und wälzte sich so mit seinem gewaltigen Heere durch unser Vaterland. Durch diese Züge, durch die zahlreichen Einquartierungen, durch die ungeheueren Lieferungen an Fourage litt das Land unermeßlich schwer. Wo der Franzose einmal Herr zu sein glaubt, da kennt seine Willkür keine Grenzen, aber ihre Anforderungen waren so groß, daß die Preußen sich noch mehr erbitterten, und nur, weil der König nicht rief, sich diese Erpressungen geduldig gefallen ließen. Über vierundneunzig Millionen Franken soll Preußen bei diesem Durchzuge, nach einer glaubwürdigen Nachricht, verloren haben. Napoleon war es ganz recht, daß seine Scharen unmenschlich verfuhren. Er bestrafte niemanden, wie groß auch die Excesse waren, deren man sich schuldig gemacht hatte. Ohne Zögern ging es auf Rußland los und fast alle Fürsten Europas mußten dem Korsen beistehen, ihn auf den Höhepunkt seines Ruhmes zu bringen. Er dachte nicht einmal daran, daß Gott im Himmel sein Glück wenden könne; was frug er, der Freigeist, nach einem höheren Wesen. Er meinte, das Glück an seine Fahnen gebannt zu haben! Doch mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.

An Rußlands Grenzflusse, dem Niemen, ordnete er seine Scharen. Es waren ihrer über fünfhunderttausend Mann zu Fuß und zu Roß mit einem Zuge von tausenddreihundert Feuerschlünden. Mit Stolz nannte Napoleon dieses Heer „die große Armee". „Wir gehen über den Niemen," sprach er, „und dann direkt nach Moskau." Dem Unersättlichen hätten wohl die Wahrzeichen sagen sollen, daß seine Bahn vom Himmel ihm vorgeschrieben sei und daß Gott beschlossen hatte: „Bis hierher und nicht weiter!" Denn als er am Abend des Überganges

längs des Niemen auf und ab ritt, stürzte sein Pferd und warf ihn in den Sand. Als am folgenden Tage die Armee den Fluß überschritt, entstand ein furchtbares Gewitter, so daß es schien, als ob die erzürnte Natur den siegestrunkenen Scharen ein „Halt" zurufen wolle. Napoleon aber, der Freigeist, achtete weder auf den Finger Gottes, noch auf die Mahnung menschlicher Stimmen. Es mußten ganz andere und furchtbarere Stimmen reden, die auf den Eroberer einstürmten, wenn er seine Schwäche eingestehen sollte. Napoleon ging immer weiter gerade auf sein Ziel los; aber niemanden hat er verraten, was er eigentlich aus Rußland machen wolle, wenn er es wirklich erobert hätte. Fest war dieser Plan in seiner stolzen Brust verschlossen. Aber der Schuß ging auf ihn selbst zurück, den er für Rußland aufgespart hatte. Als er bis zur Hauptstadt Moskau vorgedrungen war, und sogar diese Stadt eingenommen hatte, da trat der Wendepunkt seines Glückes ein, da sprach Gott zu ihm mit fürchterlichen Donnerworten. Der Allmächtige wollte ihm zeigen, was dieser Erdenmensch sei, der sich gegen Gottes Allmacht vermaß. Bisher hatte er immer gerufen: „Nach Rußland, nach Moskau!" Bald sollte er rufen: „Aus Moskau, aus Rußland."

Und seine Soldaten hatten es ihm willig nachgerufen, denn sie konnten ja nicht glauben, daß sich das Schicksal nicht ewig binden lasse. Fest vertrauten sie auf ihren Feldherrn, der ihnen verheißen hatte, daß sie in Moskau nach dem beschwerlichen Feldzuge sich erholen könnten und als reiche Leute und als Sieger nach der Heimat zurückkehren würden. Der Eroberer gedachte in dieser alten Kaiserstadt mit seinen Scharen den Winter

zu verbringen und dann im folgenden Jahre Petersburg und das ganze russische Reich seinem Scepter zu unterwerfen.

Als er die glänzende Stadt von einem Hügel herab zu seinen Füßen liegen sah, da rief er froh: „Da ist sie endlich, diese hochberühmte Stadt.“ Aber es war auch hohe Zeit, denn seine Soldaten waren sehr heruntergekommen durch die schweren Strapazen. Sie riefen mit lauter Stimme: „Moskau, hurra Moskau, nun sind alle Leiden überstanden.“ Mit Sang und Klang zogen sie in Moskau ein, aber nirgends erblickten sie einen Menschen. Die Stadt war wie ausgestorben. Die Totenstille in allen Straßen machte die siegestrunkenen Scharen doch gewaltig kleinmütig; denn sie hatten sich gedacht, eine vor Furcht erschrockene Menge werde sie empfangen, und sie sahen niemanden. Nachdenklich, dumpf und in sich gekehrt zogen sie durch die langen Straßen, wo ihnen selten ein Mensch, nur zuweilen verdächtiges Gesindel begegnete.

Napoleon nahm seine Wohnung im Kreml, aber kaum hatte er sich im Kreml eingerichtet, kaum wollte er im Schlafe die überstandenen Strapazen vergessen, als der schreckliche Ruf ertönte: „Feuer, Feuer.“

Hier stieg eine dichte, schwarze Rauchwolke empor, die in die Luft große Feuerwolken entsandte. Auf der anderen Seite abermals eine, und so folgten eine nach der anderen, so daß die ganze Stadt bald an allen vier Ecken brannte. Im Anfange hatte man nicht darauf geachtet, denn überall, wo die Franzosen hinkamen, wurde geplündert, und was für sie keinen Wert hatte, wurde in Brand gesteckt. Jetzt, wo es zu spät war, wollte man das Feuer bändigen. Aber ein Wind erhob sich

und schürte das Feuer noch mehr, so daß sich die Flammen von Haus zu Haus wälzten. Napoleon lag gerade im Schlafe, endlich erwachte er, geblendet von der Helle, die die ganze Stadt ergriffen hatte. Erschrocken sprang er auf und rief: „Entsetzlicher Anblick.“

Ja gewiß, ein entsetzlicher Anblick und ein schrecklicher Anfang. Er konnte sich nicht lange bedenken, sondern mußte rasch handeln. Er setzte sich zu Pferde, um dem Kreml zu entkommen, wo das Feuer am meisten wütete. Auch die Armee fand keinen Aufenthalt mehr in Moskau. Völlig zerknirscht verließen sie die brennenden Quartiere. Napoleon wußte nicht, was er thun sollte. Wäre er sofort mit seinem Heere nach Polen geeilt, so hätte er vielleicht einen Teil retten können, aber sein Geist war verblendet, weil die Vorsehung seinen Untergang beschlossen hatte. In und um Moskau brachte er seine Scharen unter, hoffend, der Kaiser Alexander werde demütig um Frieden bitten. Aber nichts von alledem. Man mußte sich vielmehr auf das äußerste gefaßt machen, denn ein glühender Zorn hatte die russische Nation ergriffen. Endlich schickte der stolze Franzose einen schlauen Diener ab, um dem Russen einen großmütigen Frieden anzubieten. Aber Alexander wußte, in welcher Klemme das französische Heer saß und gab ihm stolz zur Antwort: daß an keinen Frieden zu denken sei. Das war ein vernichtendes Donnerwort für Napoleon, denn nun mußte er sich aus Rußland entfernen, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Der Stolze mußte sich Ende Oktober entschließen, heimzukehren. Aber, welch ein Rückzug! Über siebenhundertundfünfzig Meilen lang war der Weg, auf welchem die Franzosen selbst alles verheert hatten. Durch diese

unendliche Wüste mußten sie nun ausgehungert, zerlumpt zurückwandern. Ungewöhnlich früh brach der stärkste Winter herein. Der Schnee, in ungeheueren Massen herabfallend, machte das Weiterkommen fast unmöglich. Die Kälte stieg bis zu solchem Grade, daß Menschen und Pferde zu Tausenden stürzten, und die abgezehrten Krieger schlugen sich um die gefallenen Tiere. Pferdefleisch war jetzt ein Leckerbissen. Hunger und Kälte machten viele Soldaten wahnsinnig. Im Schnee saßen sie und nagten an ihren eigenen Knochen. Sie nagten das Fleisch von den erfrorenen Händen, sie rissen mit den Zähnen Stücke von den Leichnamen ihrer Kameraden. Um erloschene Feuer sah man halbnackte und verkohlte Leichengruppen. Zu all diesem Jammer gesellte sich noch die Verfolgung der Russen. Tausende der Fliehenden wurden von den Lanzen der Kosaken niedergestoßen, und aber Tausende von den Keulen der ergrimmten Bauern erschlagen. Am gräßlichsten wütete der Kampf an der Beresina. Niemand konnte die Tausende zählen, die hier zertreten, überfahren, zerquetscht, von den Kartätschenkugeln der Feinde zerschmettert, viele unter die Eisschollen hinabgestoßen, von den Fluten verschlungen oder zu Gefangenen gemacht. Am 4. Dezember verließ Napoleon sein Heer, eilte über Wilna, Warschau, Dresden und Mainz nach Paris, um von neuem zu rüsten. Die Trümmer des Heeres bewegten sich langsam vorwärts. Alle Zucht und Ordnung hatte aufgehört, von der großen Armee erreichten nur dreißigtausend Mann, von fünfhunderttausend, in dem kläglichsten Zustande die preußische Grenze.

Die Preußen unter York waren glücklicherweise dem Verderben entronnen. Sie waren an der Ostküste geblieben,

dort sollten sie die russischen Festungen erobern. Napoleon mochte wohl ihren Widerwillen gegen den russischen Krieg ahnen, denn daß sie zurückblieben, hatte nichts Gutes für Napoleon im Sinne. Als das preußische Heer bis Riga gekommen war und bei dem siegreichen Vordringen der Russen sich zurückziehen mußte, da war es ein Glück für sie, daß sie nicht mit in den allgemeinen Strudel der Unordnung verwickelt wurden, sondern, daß es Nahrung und Kleidung besaß und sich seinen Landesgrenzen nähern konnte, ohne große Verluste erlitten zu haben. Als Napoleon diesen guten Zustand des Heeres erfuhr, beschloß er sofort, daraus Nutzen zu ziehen und dem Siegeslaufe der Russen einen Damm entgegenzusetzen. Darum schmeichelte Macdonald, der Oberfeldherr, dem preußischen Anführer York und seinen Truppen. Aber der König von Preußen war voll Ingrimm gegen die Unterdrücker und beschloß, sobald als möglich sich von seinen Erbfeinden zu trennen und nicht mehr gegen die Russen zu kämpfen. Das Glück begünstigte ihn in seinem Entschlusse. Die Russen eilten mit Blitzesschnelle an die preußische Grenze und nahmen Memel. Dadurch waren sie zwischen die fliehenden Franzosenhaufen und dem Heere unter Macdonalds Oberbefehl gekommen. York war nicht gesonnen, seine Truppen gegen die Russen, ihre Freunde, zu verwenden. Am 30. Dezember 1812 schloß der Anführer der preußischen Truppen mit dem russischen General von Diebietscheme Übereinkunft, nach welcher das preußische Heer, noch fünfzehntausend Mann stark, sich von Macdonals Heerhaufen trennte, vorderhand sich aber nicht mit den Russen vereinigte. Damit schloß das Jahr 1812, das unserm so tief gefallenen Vaterlande seine Freiheit und seine Ehre wieder geben sollte.

Der Feldzug in Rußland war vorbei, kein Franzose stand innerhalb der russischen Grenze mehr unter den Waffen. In Deutschland wurden die Kranken und Verwundeten zu Tausenden untergebracht. Derjenigen, die dem allgemeinen Verderben gesund entronnen waren, gab es nur eine ganz verschwindend kleine Menge und diese zogen ohne Kleidung und ohne Waffen umher. Die Grenznachbaren von Rußland hörten von ihnen, wie gefährlich es sei, im Innern Rußlands Krieg zu führen, besonders wenn der Winter nahte. Die Preußen hörten das mit Vergnügen. Jetzt oder nie, dachte man, ist es Zeit, die Ketten der Sklaverei abzuschütteln, denn Preußens König ist mächtig und voll Erbitterung gegen die Franzosen.

Der Waffenstillstand, den der General York für Preußen eigenmächtig abgeschlossen hatte, schien den Völkern ein günstiges Ereignis, denn bald folgten seinem Beispiele mehrere. Ein russischer General sprach zu den Bürgern der preußischen Städte: „Mein Kaiser und Ihr König sind Freunde. Auch wir wollen Freunde sein." Und als der hochherzige Kaiser Alexander die preußische Grenzstadt Lyck betrat, antwortete der edle Monarch den Einwohnern: „Ich komme als der treue Freund Ihres Königs, und werde es zeigen, daß ich auch euer Freund bin. Saget das dem Volke." Es konnte nun wohl niemand daran zweifeln, daß der Zeitpunkt gekommen sei, wo man aufstehen und die Schmach vergangener Jahre abwaschen müsse. Die Preußen blickten zuversichtlich und abwartend auf ihren König. Aber noch schwieg der edle Fürst, denn in seiner eigenen Residenz blitzten noch die französischen Waffen. Um die Franzosen nicht zu den schrecklichsten Maßregeln zu veranlassen,

erklärte er Yorks Waffenstillstand für null und nichtig, nahm dem General den Oberbefehl und that so, als ob er das geschlossene Übereinkommen durchaus nicht billigen wolle. York legte aber den Oberbefehl nicht nieder, denn in Wirklichkeit hatte er keinen Befehl dazu von seinem Fürsten erhalten. Der Bote, der ihm den Befehl überbringen sollte, wurde von den umherstreifenden Kosaken gefangen genommen und York behielt deshalb den Oberbefehl.

Friedrich Wilhelm reiste der gefährdeten Sicherheit wegen plötzlich am 22. Januar aus Potsdam ab und eilte nach Breslau in Schlesien. Hier stand er nicht mehr unter französischer Aufsicht und konnte sich freier bewegen; von hier aus erließ er am 3. Februar den Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung: „Das Vaterland ist in Gefahr, Preußens Jugend rüste sich zum Kampfe," rief er in seinem Lande. Sodann verbündete er sich auf das festeste mit Kaiser Alexander, erklärte am 16. März den Krieg an Frankreich und erließ am 17. den ewig denkwürdigen Aufruf: „An mein Volk!" der mit den Worten schließt: „Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir zu bestehen haben für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Alt und jung wurde durch diesen Aufruf von der Begeisterung hingerissen und ein einziger Rachegedanke

schien das ganze Volk zu ergreifen. Eine von niemanden im Auslande begriffene Bereitwilligkeit beseelte jedes Herz und in jedem Unterthanen lebte das Gefühl, Gut und Blut zu opfern für die Rettung des Vaterlandes aus der sechsjährigen Knechtschaft. Scharen von Jünglingen flogen zu den Waffen; allein aus Berlin kamen zehntausend Freiwillige. Schüler, kaum dem Knabenalter entwachsen, Studenten, Handwerker, Kaufleute, Familienväter, Staatsbeamte, alle drängten sich in die Reihen der Kämpfer und es war von keinem Range, von keinem Stande mehr die Rede. Ein einziger Zweck stand allen vor Augen und machte alle gleich. Männer, die nie daran gedacht hatten, die Waffen zu ergreifen, nahmen dieselben zur Hand, als der König sie rief. Man achtete nichts mehr als die zu erringende Freiheit. Weib und Kind, Hab und Gut verließ der Mann mit Freuden gerne, weil das Vaterland rief. Jungfrauen verkleideten sich als Männer und eilten mit Begeisterung in den Kampf. Dichter ließen in dieser Zeit ihre Lieder ertönen und spornten die Kämpfer zur Rache an. Wer Geld dazu hatte, kleidete sich selbst. Arme wurden von den Wohlhabenderen ausgerüstet, die nicht mitziehen konnten. Beiträge aller Art strömten zusammen, um den König in dem heiligen Rachekriege zu unterstützen. Einige gaben ihr Jahrgehalt hin und den letzten Notpfennig. Greise und Kinder, vor allem aber die Frauen, zeigten den schönsten und regsten Eifer. In vielen Haushaltungen brachte man das Silbergerät, die Juwelen, die goldenen Armketten dar, selbst die goldenen Trauringe gab man freudig hin und trug statt ihrer eiserne. Selbst Dienstboten überreichten mit Freuden ihren Lohn und die Kinder ihre Sparbüchsen. Es wurden mit

großem Eifer Hemden genäht, Strümpfe gestrickt für die Krieger. Man verfertigte Binden und Wundfäden für die Kranken. Ein edles schlesisches Fräulein war vor Schmerz außer sich, weil sie zu arm war, um etwas zu geben; endlich kam sie auf den Gedanken, ihr langes schönes Haar abzuschneiden. Sie verkaufte es und legte das erlöste Geld auf den Altar des Vaterlandes. Andere Frauen widmeten sich der Pflege verwundeter Vaterlandsverteidiger. Unter denjenigen, die dem Könige ihren tapfern Arm anboten, war auch unser Blücher. Niemand wurde mit größerer Freude begrüßt, als er und der Held trug nicht wenig zu der guten Stimmung im Heere bei.

Eine solche Opferwilligkeit und Freude hatte die Welt noch nicht gesehen. Wären auch die Preußen kraftlos unterlegen, der Ruhm hätte ihnen nicht genommen werden können, daß sie das Beste gewollt, welches jemals ein Volk leisten konnte. Mit Freuden nahm es seines Königs Befehl zu einer allgemeinen Bewaffnung auf. Es wurde eine Landwehr und ein Landsturm errichtet und die Krieger trugen an ihren Mützen ein Kreuz mit der Inschrift: Mit Gott für König und Vaterland. So waren die gewaltigen Anstrengungen des preußischen Volkes, das eine Notwendige reihte sich an das andere. Nachdem es noch eine Abteilung freiwilliger Jäger zu Fuß und zu Roß geschaffen hatte, stiftete Friedrich Wilhelm den Orden des eisernen Kreuzes und erklärte am 17. März 1813 den Franzosen den Krieg. Der Kampf gegen Napoleon begann. Blücher erhielt den Oberbefehl über die schlesische Armee und das damit verbundene russische Heer unter Winzingerode, so daß sein Heer achtundneunzigtausend Mann stark war. Die Feldherren hatten noch Scheu davor, die Franzosen mit ganzer

Macht anzugreifen, aber ein solches Wesen war nicht nach Blüchers Geschmack. Er trachtete vor allem danach, drauf los zu schlagen und zu rufen: „Vorwärts“. Deshalb machte er die schneidige Bemerkung, daß er den Oberbefehl nur dann annehme, wenn er den Feind angreifen dürfe, wo er es für notwendig halte. Auch das wurde ihm zugesagt und es sollte bald nicht ohne Kampf bleiben.

Ende April 1813 rückte Napoleon mit einem Heere von hundertzwanzigtausend Mann gegen Leipzig vor. Dort in der Nähe von Lützen oder Groß-Görschen stießen sie mit neunzigtausend Preußen unter Blücher und Wittgenstein zusammen. Es war ein heller, aber ziemlich kühler Frühlingstag. Mit Tagesanbruch fielen die Russen und Preußen auf die Kniee und flehten zu Gott, daß er ihnen den Sieg verleihen möge. Mit begeistertem Gottvertrauen gingen sie dann in den Kampf. Die Preußen erstürmten die Dörfer Groß- und Kleingörschen, aber sie wurden von weit überlegenen Franzosenscharen wieder zurückgedrängt und ihrer viele fanden den Tod in mutigem Angriffe. Mit Wut drängten die Verbündeten vor und unterließen nichts, um den Feind zu schlagen, aber auch diesmal wurden sie mit Macht zurückgetrieben. Ein weniger kräftiges und mutiges Volk würde nun längst den Mut verloren haben, aber zum dritten Male griff die preußische Garde an, und warf sich mit einer solchen Macht auf die Franzosen, daß des Feindes Hauptmacht wankte, so daß mehrere Regimenter, in wilder Unordnung aufgelöst, flohen. Napoleon erblaßte, denn er erkannte die Kraft seiner Widersacher, und alles setzte er daran, um den Sieg von neuem wieder an sich zu reißen. Achtzig Kanonen wurden auf einen Punkt gefahren und

mußten gegen die siegenden Preußen losdonnern. Die ganze Gegend zitterte, so daß das Donnergebrüll auch an den umgebenden Gegenständen gefühlt wurde. Es war ein Angriff, wie man noch keinen erlebt hatte. Die französische Garde stürmte in die Dörfer, in denen die Feinde sich niedergelassen hatten, und drängte die Verbündeten ins Freie; hier aber hielten diese alle Stürme aus, und beim Anbruche der Nacht hatte Napoleon noch keinen Schritt vorwärts gemacht. Die Russen und Preußen aber hatten noch keine Kanone, keine Fahne, keine Gefangenen verloren, aber dem Feinde tausend Gefangene und zehn Kanonen genommen. Sie hatten mit einer Tapferkeit gekämpft, wie sie keine Beschreibung schildern kann. Aber die Anstrengungen waren für die Truppen so groß gewesen, daß die beiden Feldherren beschlossen, sich zurückzuziehen. Napoleon hatte nach seinen Begriffen und seiner Ruhmredigkeit gesiegt, aber die Preußen wußten nichts davon. Die französische Ruhmredigkeit aber schickte gewaltige Siegesberichte nach Paris, die sich später freilich ganz anders gestalteten.

Blücher und Wittgenstein warteten auf Verstärkung, die von allen Seiten aus Rußland und Preußen herbeieilte. Der einzige, welcher so lange nicht warten konnte, war Held Blücher. Er wollte die Franzosen erst recht schrecken, um sie vom Verfolgen abzuhalten. Als es Nacht geworden war, sammelte er mehrere Haufen Reiterei und schlich sich damit an die französische Linie. Auf einmal erbebte der Boden unter den Hufschlägen der Rosse. Blücher mit seinen Reitern stürmte vor und erschrocken fuhr Napoleon, der sich hinter den Vierecken seiner Garde befand, in die Höhe. Nur noch zweihundert Schritte weiter, so wäre der harte Kriegsmann mit seinem ganzen

Stabe gefangen genommen worden. Aber jetzt stellten sich die Gardisten dem Reitersturme entgegen und hielten ihn ab. Doch waren die Franzosen mit solcher Furcht erfüllt worden, daß sie es nicht wagten, sich vom Schlachtfelde zu entfernen. Blücher war schon bei der vorhergehenden Schlacht verwundet worden, aber er hatte sich schnell verbinden lassen und nahm von niemanden die Lehre an, sich ruhig zu verhalten. „Immer noch die alte Leier," antwortete er. „In des Teufels Namen vorwärts drauf los, dann geht's. Die Schlachtendenker und Tintenkleckser werden uns die ganze Arbeit verderben." Am folgenden Tage erhielt Blücher vom Kaiser Alexander ein huldvolles Schreiben, worin er seine tapferen Leistungen mit Freuden anerkannte und ihm die Insignien des St. Georgsorden zweiter Klasse übersandte.

Die Verbündeten gingen über die Elbe zurück und bezogen bei Bautzen ein festes Lager. Napoleon aber rückte in Dresden ein und den König von Sachsen, der entflohen war, setzte er wieder in seine Würden ein. Dafür schloß er sich fest an Napoleon und gab ihm sein ganzes Heer zur Verfügung, denn er konnte nicht glauben, daß der Gewaltige überwunden werde. Napoleon ließ seine Armee in großer Hast durch Dresden marschieren, um die Verbündeten einzuholen. Sieben Stunden saß er auf einer steinernen Bank, während die Scharen an ihm vorüberzogen, und mit innigem Wohlgefallen dachte er daran, wie die Russen und Preußen bald ganz vernichtet würden. Aber diese ließen ihn ruhig herankommen und wichen vor der Schlacht nicht aus. Am 20. und 21. Mai fand der blutige Zusammenstoß bei Bautzen statt. Nach einem hitzigen Gefechte errang Napoleon am 20. den Übergang über die Spree und

am 21. schlug er die Preußen entscheidend, obgleich die Verbündeten Wunder der Tapferkeit vollführten.

Hierauf zogen sie nicht nach Berlin, sondern nach Schlesien, um in Fühlung mit Österreich zu bleiben und um es zum Beitritte zu bewegen und hier erfolgte ein Waffenstillstand, welcher vom 4. Juni bis 15. August dauern sollte.

Die Verbündeten hatten den Waffenstillstand trefflich benutzt, durch englische Hilfsgelder unterstützt, stellten sie nach dem Beitritte Österreichs fünfhunderttausend Mann von Teplitz bis Hamburg auf: 1) die Hauptarmee in Böhmen unter dem Fürsten von Schwarzenberg, in dessen Feldlager sich die drei verbündeten Monarchen befanden; 2) die schlesische, im Centrum unter dem Feldmarschall „Vorwärts"; 3) die Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte, der so viel als möglich dem Kampf mit seinen ehemaligen Landsleuten auszuweichen suchte. Napoleon hatte an der Elblinie von der böhmischen Grenze bis Hamburg vierhundertfünfzigtausend Mann versammelt und gedachte seine Gegner vereinzelt zu schlagen.

Schon gleich nach dem Abbruch der Unterhandlungen erhielt der Marschall Oudinot den Befehl, gegen Berlin vorzudringen, sich mit Davoust zu vereinigen, welcher von Hamburg aus vorrücken sollte. Diese Stadt hatten die Franzosen am 30. Mai besetzt und schändlich darin gehaust, viele Gebäude in Asche gelegt, alles Gold und Silber mitgenommen. Vor den Thoren Berlins bei Großbeeren wagte Bülow trotz der Abmahnung Bernadottes die erste Schlacht, und das Glück war mit ihm. Am 23. August erzwang hier die Landwehr den ersten Sieg und Berlin war gerettet. Der Sieg wurde aber

nicht ausgenutzt, weil Bernadotte die Franzosen schonen wollte.

Napoleon selbst hatte es auf Blücher, den alten Haudegen, abgesehen. Deshalb faßte er den Kern seiner Truppen zusammen und wollte sich mit ungefähr hundertvierzigtausend Mann rasch auf ihn werfen. Aber dieser war zu vorsichtig, um sich fassen zu lassen und ging auf das rechte Ufer der Katzbach zurück. Als nun Schwarzenberg von Böhmen her mit der Hauptarmee nahte, um Dresden zu nehmen, übergab Napoleon den Oberbefehl seinem Marschall Macdonald; er selbst eilte nach der Elbe zurück, um diesen Fluß frei zu halten. Während Macdonald mit seinen drei Heerhaufen vorwärts stürmt, hat aber Held Blücher den Franzosen bereits den Untergang geschworen. Ein nicht endenwollender Regen goß unaufhörlich vom Himmel herab und machte die Wege unsicher. Unser Feldherr „Vorwärts" stieß, ohne daß er es wußte, am 26. August auf Macdonald. Dieser stutzte im ersten Augenblicke, brachte dann aber die besten französischen Truppen zusammen, um das Herz der preußischen Schlachtordnung zu zersprengen. In der That mußte sich der hartgetroffene Mittelpunkt im Anfange zurückziehen. Blücher bemerkt es, die Trompete schmettert, die Trommel tönt, er reißt den Säbel aus der Scheide, stellt sich an die Spitze seiner Truppen und wirft sich dem Macdonald entgegen, der siegestrunken seinen Vorteil bemerkt hatte und ihn zum Siege treiben wollte. Ein furchtbarer Zusammenstoß! Ein schreckliches Handgemenge! Blüchers Krieger haben das Gewehr umgedreht und mit lautem „Hurra" stürzen sie sich auf den Feind, schlagen mit dem Kolben alles nieder, was ihnen in den Weg kommt. Bald sind Macdonalds Truppen zersprengt

und aus dem Felde geworfen. Was nicht unter den Streichen der wütenden Russen und Preußen fällt, wird in die Katzbach geworfen. Nur die Finsternis rettete einen kleinen Rest und Schlesien war frei. Eintausendachthundert Gefangene, hundertunddrei Kanonen und zahlreiches Gepäck und Munition war den Siegern in die Hände gefallen. Am Ende der Schlacht redete Blücher zu seinen Untergebenen: „Euerer Tapferkeit, euerer Anstrengung, euerer Ausdauer und Geduld verdanke ich diesen Sieg. Habt Dank, und nun laßt uns dem Herrn der Heerscharen ein Loblied singen.“ So ging es in der Schlacht bei der Katzbach, welcher Blücher den Namen „Fürst von Wahlstadt“ verdankte, weil nicht weit vom Schlachtfelde die Propstei Wahlstadt liegt.

V.

Während Blücher den Feind an der Katzbach schlug, war Napoleon an die Elbe geeilt und mit Schwarzenberg zusammengestoßen. Dieser hatte die schlechtbesetzte Hauptstadt Dresden nicht angegriffen, sondern Bonapartes Rückkehr erwartet. Schwarzenberg wurde angesichts der Stadt Dresden gänzlich geschlagen und floh in gänzlicher Auflösung über das Erzgebirge nach Böhmen zurück, aber Napoleon konnte, da er zu arg erschöpft war, sie nicht verfolgen. Unweit Kulm bei Teplitz gelang es den Russen, den nachrückenden Vandamme einen Tag lang aufzuhalten, so daß die Preußen unter Kleist die Nollendorfer Höhen übersteigen und den Franzosen in den Rücken fallen konnten; sie schlugen Vandamme und nahmen ihn mit zehntausend Mann gefangen. Ney erhielt den Auftrag zum Angriffe auf die Nordarmee und zur Besetzung Berlins, aber Bülow gewann bei Dennewitz hauptsächlich mit der preußischen Landwehr am 6. September einen glänzenden Sieg. Die Verbündeten suchten nun ihre Truppen im Rücken des Feindes zu vereinigen, des-

halb mußte Bernadotte und Blücher den Übergang über die Elbe erzwingen.

Am 3. Oktober ging der Marschall „Vorwärts“ bei Wartenberg über die Elbe und zwang durch diesen kühnen Streich auch Bernadotte zu größerer Thätigkeit. Napoleons stolzes Siegesbewußtsein wurde immer unsicherer und um nicht von Berlin abgeschnitten zu werden, beschloß er bei Leipzig seine ganze Macht zu vereinigen, um alles im Kampfe gegen seine Feinde aufs Spiel zu setzen. Um die Stadt dehnt sich eine weite Ebene aus mit sanften Erhöhungen, welche von der Lupp, Parthe, Elster und Pleiße durchflossen wird und mit Dörfern, Gehöften reich besetzt ist. Das ganze Gefilde ist fruchtbar und wohl bevölkert und hier sollte in den Oktobertagen des Jahres 1813 die Entscheidung des Krieges herbeigeführt werden. Napoleon war darauf bedacht gewesen, eine große Anzahl von Kriegern bei Leipzig zusammenzubringen, besonders stieß hier seine vorzüglichste Reiterei zu ihm und so wimmelte die ganze Gegend von Kriegern, welche das Eigentum der Bewohner ohne Zaudern plünderten und verbrannten. Die Absicht des französischen Kaisers bestand darin, die heranrückenden Feinde einzeln sogleich nach ihrem Erscheinen zu überfallen und zu schlagen, so daß er sich schmeichelte, durch seine Stellung bei Leipzig nach und nach Herr über die Verbündeten zu werden. Aber Napoleons Glücksstern war erloschen, denn der Feinde waren zu viel. Sein stolzer Plan mißlang ihm, denn die Verbündeten rückten mit ihm zugleich von allen Seiten heran und setzten sich wie ein großer, eherner Ring allenthalben fest.

Schon am 14. Oktober, als Napoleon in Begleitung des Königs von Sachsen in Leipzig ankam, gab es bei

Wachau ein heftiges Gefecht. Murat, in Dresden wieder zu Napoleon gekommen, griff mit sechs Reiterregimentern der Verbündeten Vortrab an. Aber er hatte kein Glück damit, denn seine Scharen wurden nach dreimaligem Angriff total zerstreut. Ihn selbst aber verfolgte ein preußischer Offizier, der aber, als er gerade Murat gefangen nehmen wollte, von dessen Begleitern durchbohrt wurde. Aber noch viel Größeres war im Anzuge. Napoleon gebrauchte seine gewöhnlichen Mittel, die Krieger anzufeuern, indem er Orden und Ehrenzeichen freigebig austeilte, Adler an einige Regimenter verteilte und große Beförderungen zu höheren Chargen verlieh.

Fürst Schwarzenberg erließ folgenden Aufruf an das Heer: „Der wichtigste Augenblick des heiligen Kampfes ist gekommen, meine wackeren Krieger. Die entscheidende Stunde schlägt, bereitet euch vor zum Streite. Das Band, welches mächtige Nationen eng verbindet, wird auf dem Schlachtfelde noch fester geknüpft. Russen! Preußen! Österreicher! Ihr kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit euerer Staaten! Alle für einen und einer für alle! Mit diesem erhabenen, männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf, bleibt ihm treu und in der entscheidenden Stunde ist der Sieg euer."

Jedes der verbündeten Heere hatte ungefähr hundertachtzigtausend Streiter, aber die Begeisterung, welche unter ihnen herrschte, fehlte den Franzosen gänzlich, obschon sie noch immer von ihrem alten Vertrauen auf ihren Führer beseelt waren.

Am 16. Oktober früh morgens wurde man sich allgemein bewußt, daß der Kampf heute beginnen würde. Um neun Uhr begannen vierzehnhundert Feuerschlünde Tod und Verderben in das verbündete Lager zu werfen.

Der Nebel, der bis jetzt die feindlichen Heere eingehüllt hatte, zerriß und leuchtend zog die Oktobersonne am Himmel herauf. Überall erbebte die Erde von dem Donner der Geschütze. An einigen Stellen war der Kampf heftiger, besonders bei Wachau und Liebertwolkwitz. Nach heftigem Ringen hatten die Russen und Preußen die beiden ersten Dörfer genommen, die Österreicher den Kollenberg bei Niederwolkwitz besetzt und von allen Seiten donnerten nun die russischen und preußischen Geschütze in die Schlachtlinie der Franzosen und trieben die Angreifer zurück. Aber sobald wurde Napoleon nicht des Kampfes müde. Auch jetzt bildete er aus dem Kern seiner Truppen zwei Schlachthaufen und ließ sie dicht gedrängt vorrücken, so daß die Österreicher die Höhen verlassen mußten und gänzlich geschlagen wurden; hierauf ließ Napoleon in Leipzig alle Glocken den Sieg verkünden. Aber es war noch zu früh. Napoleon, durch seine Vorteile ermutigt, drang immer weiter vor, aber in Markkleberg konnte er Kleist nicht aus seinem Standpunkte verdrängen. Alle übrigen Verbündeten mußten weichen.

Aber Kaiser Alexander, welcher nahe dabei auf einem Hügel stand, bemerkte die Gefahr und auf seinen Befehl sprengten die Gardekosaken mit eingelegten Lanzen auf die Feinde los und gewannen die verlorenen Vorteile wieder. Zu gleicher Zeit rückte auf Schwarzenbergs Befehl der Prinz von Hessen-Homburg mit Reiterei und Fußvolk gegen die Franzosen und hielt wacker Stand. In Goldengossau standen vier Bataillone Preußen unter Pirth und Jagow, mit denen Napoleon um fünf Uhr abends den Kampf begann. Aber wie leicht er sich auch die Sache gedacht hatte, so wichen die braven Truppen

doch nicht von ihrem Standpunkte. Darüber erbost, erschien Napoleon selbst, trieb neue Scharen in den Kampf gegen die heldenmütige Schar und ließ sie aus hundert Kanonen beschießen. Alles umsonst, sie standen wie in Erz gegossen und wankten nicht. Da — zur rechten Zeit erschien Hilfe. Die russische Garde mit achtzig Stück Kanonen unter Jermaloff kam herbei und ihm folgte Koloredo mit den Österreichern. Der Sturm der Franzosen wurde abgeschlagen, und diese begaben sich in ihre vorigen Positionen zurück. Der Anbruch der Nacht endete den Kampf, aber es war vorauszusehen, daß derselbe wahrscheinlich morgen mit erbitterterer Strenge fortgeführt würde. Schwarzenbergs Plan war es gewesen; den Franzosen den Rückzug über die Saale abzuschneiden; aber, da er geschlagen worden, so war dieser Plan vereitelt. An einer anderen Stelle aber gewann Blücher wichtige Vorteile, nämlich bei Möckern, wo Marmont mit fünfunddreißigtausend Mann den Zugang zu Leipzig verteidigen sollte. Bald nach Mittag griff Held Blücher ihn in drei Abteilungen an, indem York seinen linken Flügel führte und Langeron mit dem rechten Flügel auf Groß- und Kleinwetteritzsch losging. In und um Möckern wurde furchtbar gekämpft; fünfzig Stück Geschütze sandten fortwährend den Tod in die Reihen der Preußen, doch diese ermatteten nicht, sondern nahmen dreimal das Dorf und dreimal wurde es wieder verloren. Zwischen den brennenden Häusern türmten sich Haufen von Leichen auf und das Fußvolk begann, weil es wegen der Toten keinen festen Fuß fassen konnte, zu weichen. Als der General York diese Not erfuhr, geriet er in die größte Besorgnis auf seinem Platze und rief plötzlich mit weitschallender Stimme: „Brandenburgische Husaren vor,

drauf, drauf.“ Die Adjutanten flogen und das tapfere brandenburgische Husarenregiment, welches der brave Major von Sohr führte, stürmte heran. Die tapferen Truppen warfen sich, so schnell die Pferde laufen konnten, auf die Feinde. Die Schwerter fuhren aus den Scheiden, in wenig Augenblicken war die feindliche Infanterie niedergemacht oder zerstreut. In diesem Augenblicke wurde kein Pardon gegeben, aber auch keiner verlangt. Als die Infanterie vernichtet war, sprengte die französische Garde heran, aber auch sie mußte den Husaren weichen. Mit dem Rufe: „Hurra! vorwärts“ trieben die wackeren Brandenburger den Feind vor sich her bis in die Vorstädte Leipzigs und der Sieg bei Möckern war für die Preußen und nur durch sie zur völligen Entscheidung gebracht. Blücher hatte zwei Fahnen, einen Adler, dreiundvierzig Kanonen und dreitausend Gefangene gemacht.

Am 17. Oktober war ein Ruhetag und Napoleon sandte Friedensboten ins feindliche Lager. Aber sie wurden keiner Antwort gewürdigt und der Kampf sollte morgen von neuem beginnen.

Nur Blücher war auch heute thätig und sandte seine Husaren aus, die Franzosen zu verfolgen; diese flohen in eiliger Hast bis vor die Thore vor Leipzig, wo ihnen Blücher noch fünf Kanonen abnahm. Das war die einzige Waffenthat dieses Tages.

Am frühen Morgen, kurz nach Mitternacht, zog Napoleon die bei Wachau und Liebertwolkwitz stehenden Truppen zusammen und stellte sein vereintes Heer in Schlachtordnung. Der rechte Flügel stand unter Murats, des Königs von Neapel, Befehl. Er hielt die Dörfer Könnewitz, Probsthaida und Stötteritz besetzt. Unter

Macdonald stand das Centrum bei Holzhausen, und der linke Flügel, der von Ney befehligt wurde, längs der Parthe, bei Paunsberg und Tauchau. Die Stadt Leipzig war durch Verbarrikadierung gesichert. Napoleon begab sich auf einen Hügel bei Probsthaida, wo er auf dem dort liegenden Windmühlenberge die Schlacht verfolgen konnte. Blücher und Johann von Schweden kamen von Mitternacht her, von Morgen nahte der russische General Benningsen und von Mittag der Oberfeldherr Schwarzenberg mit der größten und stärksten Macht. Die drei verbündeten Monarchen, der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Österreich und der König von Preußen begaben sich ebenfalls auf einen Hügel, von dem aus sie das ganze Schlachtfeld überblicken konnten.

Das Treffen begann, sobald die Sonne den dichten Nebel durchdrang. Die Geschütze krachten unaufhörlich und hüllten Freund und Feind in Dampf ein. Napoleon leitete selbst die Schlacht, denn ihm sollte keine Schuld beigemessen werden, wenn sie verloren ging. Die Verbündeten drangen mutig vor, aber da, wo Napoleon persönlich befehligte, nämlich bei Probsthaida, fanden sie den stärksten Widerstand. Zwar drangen die Preußen mit dem größten Ungestüm vor, überstiegen die hohen Lehmmauern der eingezäunten Gärten und gelangten hier bis über die Mitte des Dorfes hinaus. Es war ein mörderischer Kampf, die Franzosen hatten alle Häuser besetzt und jedes mußte erobert und in der Folge wieder blutig verteidigt werden. Oft war der untere Teil eines Hofes in der Gewalt der Preußen, während der obere noch von den Franzosen verteidigt wurde, oder sie lagen in den Kellern im tückischen Hinterhalte, um zu gelegener Zeit hervorzubrechen und über die Preußen herzufallen.

Es wurde kein Pardon gegeben, aber auch keiner verlangt. Die Wut des Kampfes hatte alles menschliche bei den ergrimmten Kämpfern über Bord geworfen. Sie waren nur befriedigt, wenn sie die Feinde massenhaft niedermetzelten.

Die Verbündeten hatten auf anderen Punkten des Schlachtfeldes einen großen Erfolg. Bisher hatten außer den Franzosen auch die Völker des Rheinbundes gegen die Verbündeten gefochten, also Deutsche gegen Deutsche. Aber länger wollten sie dies nicht mehr. Die deutschen Rheinbundstruppen, die mit den Franzosen gefochten, erkannten es als eine nie zu löschende Schmach, gegen Brüder zu kämpfen. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele gingen die vier Regimenter der Sachsen zu den Verbündeten über. Auch der General Norrmann mit seinen Württembergern wandte den Franzosen mit dem Ausrufe: „Adieu, Franzos," den Rücken. Die Schlacht war eine der blutigsten, die man sich denken kann. Der Feind machte alle möglichen Anstrengungen, und das Feldherrntalent Napoleons machte den Verbündeten viel zu schaffen, aber die todesverachtende Tapferkeit war zu groß für sie. Der Feind begann zu wanken und sich zurückzuziehen, um wenigstens einen ordentlichen Rückzug zu erringen, da er wohl den Gedanken haben mochte, daß er sich auf feindlicher Erde befand. Kaum hatte Schwarzenberg dieses bemerkt, so eilte er zu den drei Fürsten, die auf dem Berge gespannt auf den Ausgang der Schlacht harrten, um ihnen diese fröhliche Nachricht zu überbringen. Die Monarchen sanken auf ihre Kniee nieder und dankten Gott, daß er ihnen den Sieg verliehen habe. Sie befahlen sogleich, die erschöpften Truppen bei Probsthaida von dem Kampfe ausruhen zu lassen, da

der Sieg ja schon entschieden sei. Die untergehende Sonne schien über ein blutiges Leichenfeld. Napoleon, der bis zum Dunkel der Nacht in der Mühle verblieb und mit der scheidenden Sonne alle seine glänzenden Hoffnungen dahinschwinden sah, sank, auf einem Schemel sitzend, in kurzen Schlummer. Aber er erwachte bald wieder, schon nach einer Viertelstunde sprang er auf.

Es schien, als ob den gewaltigen Franzosen ein schreckliches Leid gefaßt hätte; denn er sammelte seinen Geist; endlich raffte er sich auf und eilte nach Leipzig. Bei ihm war sein Schwager Murat, der König von Neapel. Er eilte in der Vorstadt in den Gasthof zum „König von Preußen", aber zum letzten Male übernachtete er in dieser Stadt.

Nach einem Verluste von dreißigtausend Toten und über fünfzehntausend Gefangenen trat die geschlagene Armee den Rückzug an. Um dies leichter bewerkstelligen zu können, verteidigte Macdonald am anderen Tage das befestigte Lager in Leipzig. Napoleon ließ dem Könige von Sachsen um diese Zeit eine Kapitulation anbieten, wenn ihm und seinem Heere vier Stunden Zeit zum Abmarsche gegeben würden. Aber dieser Antrag wurde verworfen. Nun nahm der Kaiser Abschied vom Könige, der kriegsgefangen nach Berlin geschickt wurde und ritt davon. Aber das Gedränge war so groß, daß er einen Umweg machen mußte, um die Stadt zu verlassen. Kaum war er vor derselben, kaum lag die Brücke vor dem Kanstädter Thore hinter ihm, so flog sie in die Luft und allen nachfolgenden Scharen war der Weg abgeschnitten. Ihnen blieb nur Tod oder Gefängnis übrig. Aber Macdonalds Scharen hatten die Stadt Leipzig stark verteidigt, und die Verbündeten gelangten so leicht nicht

hinein. Es wurde von neuem wütend gekämpft. Um elf Uhr hatten die Preußen das Grimmasche Thor gewonnen und drangen durch dasselbe ein, ihnen folgten die Schweden; die Russen aber kamen durch die hallische Vorstadt. Das Vordringen der Verbündeten wurde immer größer, immer neue Scharen zogen heran, so daß alle diejenigen Franzosen, die noch in Leipzig waren, sich davon zu machen suchten. Sie stürmten auf die Elster los, Menschen und Pferde, aber zu ihrem Schrecken bemerkten sie, daß man ihnen den Weg abgeschnitten hatte, weil die Brücke in die Luft gesprengt war. So stand das Ufer an der Stadt entlang voller Flüchtlinge. Macdonald, Damoustier und Poniatowski stürzten sich in die Fluten, aber nur der erstere wurde von seinem starken Pferde gerettet, die beiden anderen, die umsonst mit der Gewalt des Wassers kämpften, wurden ein Opfer der Wellen und der feindlichen Kugeln, die auf sie gerichtet waren. Eine große Anzahl Franzosen wurde zu Gefangenen gemacht.

Um ein Uhr mittags zogen Alexander von Rußland und Friedrich Wilhelm von Preußen unter Glockengeläute und Kanonendonner in die eroberte Stadt ein. Eine Stunde später kam auch Kaiser Franz. Die übrigen Truppen der Rheinbundfürsten schlossen sich den Verbündeten an. Die Schlacht bei Leipzig nannte man in der Folge die Völkerschlacht, denn fast alle Völker Europas kämpften hier mit und gegeneinander.

Nach der Gewinnung dieses großen und schönen Sieges drang die Kunde von demselben von einem Orte zum anderen und erfüllte jedes Herz mit hoher Wonne, denn in jeder Brust stand es geschrieben, daß von nun an die Fremdherrschaft gebrochen und diese keine Macht in

Deutschland mehr hätte. Man sah voraus, daß jetzt schönere Zeiten über Deutschland kommen würden. Jetzt sollten Deutschlands Bewohner einem einzigen großen Volke angehören. Die Glocken ließen fröhlich ihre Klänge in die Luft hinaustönen, auf den Bergen loderten die Freudenfeuer. Jünglinge und Jungfrauen sangen von fröhlicher Hoffnung und glücklicher Erfüllung.

Nach der Schlacht bei Leipzig wurde Blücher zum Feldmarschall ernannt und erhielt von seinem Könige ein huldvolles Schreiben, welches folgende Fassung hatte:

„Durch wiederholte Siege mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich Ihnen mit den Beweisen meiner Dankbarkeit zu folgen vermag. Empfangen Sie einen neuen Beweis derselben durch die Ernennung zum Feldmarschall und bekleiden Sie diese Stelle noch recht lange, zum Vorbilde der Armee, die Sie so oft zu Sieg und Ruhm geführt haben."

Diese Kabinetsordre des Königs erschien schon am dritten Tage nach der dreitägigen Völkerschlacht.

Napoleon sammelte rasch den Rest seines geschlagenen Heeres und floh in wilder Eile dem Rheine zu. Der König von Bayern wollte ihm den Rückzug über diesen Fluß abschneiden, aber Napoleon schlug seinen, schon vor der Schlacht von Leipzig von ihm abgefallenen Verbündeten unter dem General Wrede bei Hanau gänzlich aufs Haupt. Blücher war unter den ersten Verfolgern. Um ihm zuvorzukommen, zerstörte der geschlagene Kaiser in der Regel die Brücken. Auch die Brücke über die Saale bei Weißenfels mußte fallen. Als der Feldmarschall „Vorwärts" herankam und die zerstörte Brücke sah, sprach er: „Sie muß sogleich wieder hergestellt werden." Aber wie und durch wen. Jede Armee sollte

zwar Leute und Gerätschaften bei sich haben, welche die Herstellung einer solchen Arbeit möglich machte. Da dieses aber bei seiner großen Eile nicht der Fall war, so sollte einer der Bürger die Brücke schlagen. Als diese Worte bekannt wurden, fühlte sich ein alter, ehrwürdiger Zimmermann so begeistert, daß er sich anbot, sogleich die Brücke wiederherzustellen. Schon 1737, als Seidlitz bei Roßbach die Franzosenjagd angestellt, hatte er an einer Brücke bauen helfen und getraute sich nun auch, die neue herzustellen. Der alte Blücher hatte Gefallen an dem Manne und drängte ihn, dieselbe sogleich in Angriff zu nehmen. Tausend Hände mußten helfen und waren schnell mit ihrem Beistande bereit. Jeder legte, wo es zu gebrauchen war, Hand an, so daß der Bau rasch und glücklich vor sich ging. Als sie fertig war, erzeigte Blücher dem alten Zimmermann eine große Ehre, indem er sprach: „Komm' Alter, wir beide sind die Altmeister, wir wollen vortanzen.“ Nach einer solchen Huld waren die Hörer sehr erstaunt und strömten in lauten Jubel über, und das Hurrarufen wollte kein Ende nehmen. Die beiden Alten, der Zimmermann und der Blücher, gingen Arm in Arm zuerst über die Brücke, ihnen folgten die Soldaten zu Pferd und zu Fuß, und als alle Krieger hinüber waren, kamen auch die Bewohner der Stadt, um den alten Haudegen noch einmal zu sehen.

Bei Freiberg an der Unstrut wurden die Franzosen eingeholt. Es wurden ihnen fünfzehn Kanonen und tausend Pulverwägen abgenommen. Blücher hätte gern gehabt, wenn man den Franzosen vorgekommen wäre, um sie dann alle zusammenhauen zu können, aber die russischen Generäle wollten nicht recht daran, vorwärts zu dringen, und des-

halb erreichten die Franzosen glücklich den Rhein und überschritten ihn bei Mainz. Blüchers Meinung war noch immer, den Feind einzuholen, damit er nicht neue Truppen in Frankreich ausheben könne, aber auch dafür waren seine Anordnungen getroffen. Er wandte sich nach Mühlheim am Rhein, um hier bei Köln seinen Übergang zu bewerkstelligen; aber die Diplomaten im Hauptquartiere hatten wieder das Sprichwort Eile mit Weile zur Regel gemacht. Vor allem der österreichische Kaiser wollte in Chatillon mit aller Macht seinem Schwager Napoleon einen ehrenvollen Frieden sichern.

Deshalb konnte Blücher, den die Ungeduld fast verzehrte, den Feind nicht mehr verfolgen und mußte auf den gegebenen Befehl sein Hauptquartier zu Höchst am Main in einer ehemaligen Schnupftabakfabrik aufschlagen.

Am 16. Dezember hatte Blücher seinen Geburtstag und die Offiziere des Yorkschen Corps feierten diesen Tag mit besonderer Freude und eröffneten im Kurhause zu Wiesbaden einen glänzenden Ball, wozu sie ihren geliebten Feldherrn einluden. Blücher, obschon bejahrt, suchte in seiner frohen Heiterkeit die rüstigste Tänzerin und flog mit ihr gleich einem Jünglinge durch den Saal, so daß alle Anwesenden voller Freude und Entzücken waren. Nach dem Tanze sprach Blücher zu York, der ebenfalls mitgetanzt hatte: „Wir haben heute einen Fähndrichstreich gemacht, aber ich denke, wir wollen der lieben Jugend bald etwas anderes vortanzen.“

Blücher fand später Gelegenheit, einem alten Bekannten Dank zu erweisen. In Sulzbach, nahe bei Höchst, stand ein alter Pfarrer, Kretzschmar, der zu Zeiten des alten Fritz ebenfalls Soldat gewesen war und dem damaligen Adjutanten Blücher, der von vier Panduren

verfolgt wurde, das Leben gerettet hatte. Kretzschmar mußte nach dieser That ebenfalls Soldat werden, obschon er lieber Theologe geblieben wäre. Er wurde Wachtmeister; als Prinz Heinrich, der Bruder des alten Fritz, von ihm hörte, wollte er ihn gern zum Offizier machen. Da faßte Kretzschmar sich ein Herz und sagte, daß er lieber zu seinen Studien zurückkehren möchte. Der Prinz, der ein warmes Gefühl hatte, versprach ihm, für seinen Abschied zu sorgen. Wie er versprochen, so geschah es. Prinz Heinrich unterstützte ihn, daß er seine Studien in Halle fortsetzen konnte. Später wurde er Pfarrer in Sulzbach. Als nun die Preußen hier hinkamen, hatte das Dorf viel von ihren Einquartierungen zu leiden. Flugs nahm sich der Pastor vor, Blücher, der ihm das Leben verdankte, aufzusuchen und ihn um Erleichterung zu bitten. Kretzschmar wandte sich an den Adjutanten des Blücher und sagte ihm, er möge ihn anmelden. Blücher ließ ihm zur Antwort sagen, der Pfarrer von Sulzbach solle zum Henker gehen. Der Pastor konnte diese Undankbarkeit nicht begreifen, setzte sich hin und schrieb dem Feldmarschall „Vorwärts“ einen Brief, der sich gewaschen hatte, worin er ihm seine damalige Affaire mit den Panduren und seine jetzige hohe Stellung deutlich genug vorwarf. Unter den Brief schrieb er nur den Namen Kretzschmar. Als Blücher den Brief empfing und ihn gelesen hatte, merkte er erst, mit wem er zu thun hatte, und ließ den Pfarrer zu sich kommen. Er kam und wurde vom Feldmarschall sogleich erkannt und so hoch geehrt, daß Blücher auf ihn zueilte und ihn in seine Arme schloß. Dann erzählte er den Anwesenden selbst seine Geschichte mit den Panduren und wie er durch Kretzschmar gerettet worden sei. Schließlich

sagte er: „Kretzschmar, sei mir nicht böse, daß ich Dich nicht sogleich empfangen habe, ich will Dir dafür einen anderen Gefallen thun. Die Kosaken sollen den Ort räumen.“ Nun war der Pfarrer tief von Dank bewegt und wollte wieder fortgehen. „Nein,“ rief der alte Blücher, „das geht nicht so, Du bist heute mein Gast.“ Der Pastor mußte sich nun neben den Feldmarschall setzen, sie plauderten wieder von der guten, alten Zeit und von den schönen Hoffnungen der Gegenwart.

In der Neujahrsnacht des Jahres 1814 stand Blücher jenseits des Rheins, bei Caub, um nach so langer Knechtschaft den Strom zu überschreiten. Als der Mond aufging, lagen die Kähne bereit, die Brücken waren geschlagen. Da rief der alte Held: „Nun Vorwärts“ und setzte bei Caub über den wieder deutsch gewordenen Strom. Am jenseitigen Ufer schrieb er seinem Könige einen treuherzigen Glückwunsch zum neuen Jahre, und er hatte den festen Vorsatz, als Sieger nach ehrenvollem Frieden zurückzukehren. Er wußte ja, daß das Vaterland ihn und seine ruhmgekrönten Scharen dankbar empfangen würde. Er stellte sich vor, wie sein Volk sich freuen würde, wenn durch seine Beihilfe den Gattinnen ihre Männer, den Müttern, Kindern und Schwestern die Ihrigen wiedergegeben würden. „Als ihr von der Oder zum Rheine gezogen, tapfere Scharen der schlesischen Armee,“ sprach er, „mußten dem Feinde Provinzen entrissen werden, die er sich unterworfen hatte. Jetzt aber geht ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verschmerzen kann, seine neunzehnjährigen Eroberungen in zwei Feldzügen verloren zu haben, zum Frieden zu zwingen. Soldaten! Den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und bei Leipzig darf ich nur

den Tag des Ruhmes zeigen, und ich bin des Sieges gewiß. Die Bewohner des linken Rheinufers sind keine Feinde, und deshalb habe ich ihnen Schutz des Eigentums versprochen. Ihr müßt es halten. Der Gehorsam ist die schönste Zierde des Vaterlandes." An die Bewohner des linken Rheinufers ließ Blücher folgenden Aufruf ergehen:

„Ich habe mein Heer über den Rhein geführt, um euch den Frieden zurückzugeben. Der Kaiser Napoleon hat Holland, Italien und einen großen Teil Deutschlands dem französischen Staate einverleibt und erklärt, daß er kein Dorf dieser Eroberungen herausgeben würde, selbst wenn der Feind auf den Höhen von Paris erschiene. Gegen diese Erklärung, gegen diesen Grundsatz marschieren die Armeen aller europäischen Mächte. Wollt ihr diese Grundsätze verteidigen, wohlan, so tretet in die Reihen Napoleons, kämpft gegen euere Brüder und versucht den Kampf gegen die gerechte Sache, der Gott so sichtbar sein Gedeihen giebt. Wollt ihr es nicht, so findet ihr Schutz bei uns. Ich werde euer Eigentum sichern."

Das Hauptheer unter Schwarzenberg überschritt den Rhein bei Schaffhausen-Basel und drang durch die Schweiz möglichst langsam nach der Hochebene von Langres vor, um sich mit Blücher zu vereinigen. Als Blücher in Frankreich eindrang und schon am 17. Januar 1814 Nancy besetzte, erließ er folgenden Aufruf an die lothringischen Städte:

„Endlich hat die Gerechtigkeit der Vorsehung unsere Waffen auf Frankreichs Boden geführt. Ganz Europa ist durch die unersättliche Ehrsucht desjenigen, der Frankreich seit vierzehn Jahren unumschränkt beherrscht, endlich aus seiner falschen Sicherheit aufgeschreckt. Die

Völker der Wolga, der Elbe, der Themse, des Tajo sind ausgewandert und stehen jetzt auf dem Gebiete des einst so glücklichen Frankreichs. Viele dieser Völker waren einst mit Freundschaft und Unabhängigkeit Frankreich zugethan. Jetzt sind sie alle dessen Feinde geworden und wodurch? Durch den alles umstürzenden Ehrgeiz eines einzigen. Gott hat endlich ein strenges Gericht gehalten und sechshunderttausend Franzosen von der Erde vertilgt in zwei Feldzügen. Arme beklagenswerte Opfer eines ruhmsüchtigen Herrschers! Verschwenderisch mit dem Blute eines Volkes, dem er selbst ein Fremdling ist! Oft haben wir den Frieden angeboten, gern hätten wir ihn mit großen Opfern erkauft, aber übermütig wurden wir abgewiesen. Mit den Waffen in der Hand müssen wir ihn auf euerem Gebiete und wenn es sein muß, selbst in euerer Hauptstadt suchen. Es thut mir leid, euch nicht alle Lasten ersparen zu können, welche der Krieg unvermeidlich mit sich führt. Was ich aber zu eueren Erleichterungen beitragen kann, soll geschehen. Wir wollen euch nicht die Verheerungen vergelten, die euere Heere angerichtet haben, und nicht dafür Rache nehmen. Wir führen den Krieg nur gegen diejenigen, welche den Krieg so gern verteidigen möchten."

Napoleon wollte den Siegeslauf Blüchers hemmen und durch einen unerwarteten Angriff bei Brienne an der Aube vernichten; aber der alte Haudegen ließ sich nicht fassen, sondern zog sich zum größten Unwillen Napoleons zurück, um sich mit Schwarzenbergs großem Heere zu vereinigen.

Bonaparte sann stets darauf, wie er den Blücher, seinen thätigsten Gegner, erlegen könnte, da er ihn von allen Feinden am meisten fürchtete.

Blücher hatte indessen seine Verbindung mit Schwarzenberg hergestellt und am 1. Februar ging die Schlacht bei la Rothiére los. Der tapfere Kronprinz von Würtemberg, der Bayernheld Wrede, die tapferen Österreicher Hardegg und Spely warfen des Feindes linken Flügel aus Chaumille. Aber am meisten Blut floß bei la Rothière, dort, wo Napoleon und Blücher, die beiden erbittersten Gegner, sich persönlich einander gegenüberstanden. Dort stellte sich Napoleon, der um jeden Preis Sieger bleiben wollte, an die Spitze seiner Garden, aber Blücher ritt mit einem festgeschlossenen Sturmhaufen gegen den Feind und rief mit Donnerstimme: „Ihr nennt mich Marschall „Vorwärts". Nun, ich will euch zeigen, was „vorwärts" heißt. So folgt mir denn in Gottes Namen." Damit gab er seinem Rosse die Sporen, sprengte in Tod und Verderben hinein, seine Braven ihm nach mit lautem Hurra und Trompetenschall. Aber es war ein gefährlich Beginnen. Ein Kosak, der neben ihm ritt, wurde von einer Kugel durchschossen. Napoleon stürzte mit seinem Rosse, schnell bestieg er ein neues, aber an einen Sieg durfte er nicht mehr denken. Im Herzen vor Wut und Rache brennend, floh er mit seinen geschlagenen Truppen nach Trois über die Seine. Mit lautem Hurra waren die Sieger hinter ihm her, alles vor sich niederschlagend. Das Dorf war erobert, die Schlacht gewonnen. Siebzig Kanonen, eine Menge von Wagen und einige tausend Gefangene waren die Beute der Sieger. Am folgenden Tage ritt Blücher an der langen Reihe der tapferen Helden vorbei, wo er von jeder Schar mit Feldmusik und Zurufen begrüßt wurde. Er dankte ihnen mit entblößtem Haupte und sprach zu den Russen, die sich sehr bewunderungswürdig gehalten hatten: „Tapfere Kameraden,

ich werde mich bei euerem edlen Kaiser bedanken, daß er mir die Ehre geschenkt hat, solche Worte zu sprechen, solche Helden zu führen." So weit die siegreichen Scharen standen, erscholl der Freudenruf: „Hoch lebe Vater Blücher!"

Von seiner menschenfreundlichen Gesinnung spricht eine Anekdote. Mag sie wahr sein oder nicht, sie kennzeichnet doch seinen Charakter. Es wird erzählt, als er nach der Schlacht von la Rothière mit seinem Könige und dem Prinzen Wilhelm durch die Stadt geritten wäre, hätten die Gassen voll Toter und Verwundeter gelegen, über welche das Geschütz dahingerollt sei. Es war ein schmerzlicher Anblick und er wandte sich an den König und sprach die Worte: „Sehen Sie dieses hier einmal an. Das ist der Krieg. Bei einem gerechten Kriege läßt sich der Anblick noch ertragen, aber bei einem ungerechten, da brennt's auf der Seele." Im Hauptlager der Verbündeten herrschte keine Eintracht. Österreich wollte die in Chatillon an der Seine begonnenen Friedensunterhandlungen fortsetzen, Alexander, der Kaiser von Rußland, und Blücher forderten thatkräftige Verfolgung der errungenen Vorteile. Daher trennten sich beide Armeen, dies benutzte Napoleon und warf sich zwischen dieselben. Blücher ließ seine schlesische Armee in mehreren Abteilungen auf Paris losmarschieren. Napoleon sah seinen Vorteil ein und warf sich am 10. Februar auf die Russen, mit einer solchen Wut, daß sie nur schwer vom Untergang gerettet wurden. Als Blücher dies erfuhr, kehrte er sogleich um, verließ seine sichere Stellung, um sich für seine Kameraden in die größte Gefahr zu stürzen. Napoleon, darüber ergrimmt, griff den Blücher mit seiner ganzen Macht an. Dieser hatte sich so weit

dem Feuer des Feindes mit Todesverachtung genähert, daß man hätte glauben sollen, er suche den Tod. Da faßte sich Nostiz ein Herz, eilte zu ihm und sagte mit ernster Stimme: „Wenn Euer Excellenz sich hier, wo nichts verloren ist, totschießen lassen, so wird die Geschichte auch nichts Rühmliches davon zu sagen haben.“ Blücher warf einen langen Blick auf seinen Adjutanten und sagte dann: „Nun, so lassen Sie uns weiter reiten.“ Bei Chartres hatte sich Blücher wieder zu weit vorgewagt, so daß ihn eine Kugel am Fuße traf. Er glaubte, derselbe sei verletzt, aber als er ihn untersuchte, fand er, daß nur der Stiefel zerrissen sei. Blücher sagte da in seiner launigen Weise: „Das ist schlimm, wir haben nur Doktors bei uns als Schuster.“ Aber Napoleon war zu stark gewesen, als daß ihn Blücher hätte besiegen können, sondern er mußte sich zurückziehen und zwar that er das mit meisterhafter Ordnung. Als ihm Blücher auf diese Weise entgangen war, wandte Napoleon sich gegen Schwarzenberg, der bei Bar sur Aube die französischen Feldherren Oudinot und Macdonald besiegte, aber sich vor Napoleon zurückziehen mußte.

Blücher war über seinen Verlust zornig und fluchte und wetterte auf die Diplomaten und Federfuchser, die an der ganzen Schlappe schuld seien. Damit hatte er, wie wir schon gehört haben, volles Recht. Er beschloß auf eigene Faust, die Feinde anzugreifen. In aller Stille ging er mit seinem Heere bis Soissons vor und rief Bulow und Wintzingerode. Dieser kam mit seinen tapferen Russen von Düsseldorf, während Bülow von den Niederlanden heranmarschiert kam. Napoleon eilte dem Blücher nach und beide Heere stießen bei Laon zusammen. Er triumphierte in großer Siegesfreude und

schmeichelte sich mit der Hoffnung, den alten Helden jetzt gänzlich vernichten zu können. Als er aber hörte, daß die beiden Heeresmassen in vollem Anmarsche seien, brach er schnell auf, um die Vereinigung zu hindern. Aber Blücher war zu schnell gewesen, die beiden Verstärkungen hatten sich glücklich mit ihm verbunden und nahmen eine treffliche Stellung bei Laon. Napoleon hatte den Gedanken, seine Feinde zu bezwingen, noch nicht aufgegeben und am 9. März entbrannte der Kampf. Fußvolk, Reiterei und Geschütz warfen sich auf die braven Preußen und Russen. Ein schrecklicher Anprall; aber das schlesische Heer stand fest wie eine Mauer und kam nicht zum geringsten ins Wanken. Schon dunkelte der Abend, schon glaubten die Franzosen das blutige Tagewerk zu ihren Gunsten beendet zu haben, da ertönte dicht vor ihnen ein furchtbares Hurra. Prinz Wilhelm von Preußen wollte sich den ersten Lorbeer verdienen; er machte einen Überfall; allen Soldaten war das Schießen verboten, nur mit dem Bajonette sollte draufgeschlagen werden. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, unaufhörlich drangen der tapfere Prinz und der General Horn mit den braven Truppen vor. Sobald die Franzosen zum Schusse zu kommen glaubten, wurden sie mit dem Bajonette überfallen und wie ein Sturmwind stürmte Blücher jetzt mit seiner Reiterei gegen den Feind. Im Nu war er zersprengt. Das feindliche Geschütz blieb zurück. Die Franzosen waren in wilder Flucht, Blücher verfolgte sie mit seiner Reiterei, ihm folgte das preußische und russische Fußvolk in vollem Laufen. Napoleon hatte zwölftausend Mann, sechsundvierzig Kanonen und fünfzig Wagen verloren. Am anderen Morgen, am 10. März, begann der Kampf von neuem, denn Napoleon hatte seine

fliehenden Scharen wieder gesammelt; aber er wurde abermals geschlagen und gestand selbst ein, daß er die Höhen von Laon unangreifbar gefunden habe.

Voll Verdruß über die verlorene Schlacht ließ Napoleon von Blücher ab und ging auf Schwarzenberg zu. Aber als er am 20. März auf das Hauptheer stieß, wurde der Widerstand so groß, daß er bei Arcis sur Aube geschlagen wurde und wenig an seiner eigenen Gefangenschaft gefehlt hätte. Jedoch hielt man dies nur für das Vorspiel zu der Schlacht, die am anderen Tage geliefert werden würde. Wirklich trafen sich am 21. März die beiden Heere in Schlachtordnung und gingen direkt aufeinander los; aber die Franzosen besannen sich plötzlich anders und ließen ihre Heeresmassen zurückgehen. Das Heer der Verbündeten erstaunte bei diesem Beginnen. Schwarzenberg wußte sich diese List nicht zu erklären. Aber Napoleons Plan war schlau angelegt. Zwischen den feindlichen Armeen durch wollte er sich nämlich in den Rücken der Verbündeten werfen, sie vom Wege abschneiden und dann zur Übergabe zwingen. So dachte Napoleon. In den französischen Provinzen, welche die Sieger durchzogen hatten, sollten die Landleute in Massen aufstehen und bewaffnet werden. Vor einer so schweren Heeresmacht hätte der Feind fliehen müssen. Aber wie schlau Napoleon dieses auch ausgedacht und bereits Boten in Gegenden gesandt hatte, um den Volkskrieg wach zu rufen, so kam es doch nicht zu seinem Ziele. Die Eilboten, welche er vorausgeschickt hatte, wurden gefangen genommen. Doch war der Zustand der Verbündeten nicht sehr ermuthigend, denn es fehlte ihnen an Pulver und Mundvorrat. Als Napoleon dieses hörte, rief er jubelnd aus: „Man hat mir vom Frieden geredet, aber

ich unterhandle nicht mit Gefangenen." So beschloß er, Schwarzenberg und Blücher hinter sich herzuziehen und an geeigneten Punkten zu schlagen. Die Verbündeten waren in der That im ersten Augenblick zweifelhaft, was sie thun sollten. Zur Beobachtung der Franzosen waren die Kosaken nachgeschickt, welche in ihrer Weise berichteten: „Der Feind zieht sich nicht nach Paris, sondern nach Moskau." Die Verbündelen trachteten danach, Napoleons Absicht zu ergründen und hatten auch wirklich das Glück, Eilboten mit Briefen Napoleons an seine Familie und andere wichtige Personen in Paris aufzufangen. Aus diesen wurde ihnen dann das Geheimnis enthüllt. In einer Kriegsversammlung machten die Heerführer den Vorschlag, sich an Napoleons Zug gegen Deutschland nicht zu kehren, sondern rasch auf Paris loszuziehen. Nun bekam der alte Blücher doch recht, wenn er sagte, nur in Paris müsse man das Ende des Krieges suchen. Der Vorschlag wurde angenommen. Eilboten wurden ins ganze Heer gesandt, um zu verkündigen: „Es geht nach Paris." Durch die Kriegerschar ging ein allgemeines Freudengeschrei, denn Paris war ihre ganze Anstrengung gewesen. Aber Napoleon durfte nichts davon erfahren, deshalb schickte man den General Wintzigerode mit zehntausend Reitern und fünfzig Kanonen hinter ihm her, damit der schlaue Franzose bei der Meinung blieb, das ganze Heer folge ihm. Nun ging es mit Blitzesschnelle auf Paris los. Die Verbündeten schlugen auf dem Wege nach Paris die beiden Marschälle Marmont und Mortier am 25. März. Sie wollten Napoleon Verstärkungen zuführen, wurden aber in Bälde besiegt. Eine zweite Abteilung Franzosen von sechstausend Mann, die ihrem Kaiser Verstärkungen, Munition, Geschütz, Pulver, Blei

und Nahrungsmittel zuführen wollten, wurden umzingelt und schnell überwältigt. Am 29. standen sie vor dem Ziele ihrer Wünsche, vor der Stadt Paris, und vernahmen deutlich, welch' eine Unruhe im Innern der Stadt herrschte. Die Freunde Napoleons befanden sich in der größten Bestürzung, seine Feinde erhoben jubelnd ihre Köpfe und gaben dem Gefühle ihres Herzens lauten Ausdruck.

Die Marschälle, die fünfunddreißigtausend Mann gesammelt hatten und ein Teil des Volkes wollten nicht nachgeben, sondern kämpfen. Die häufigen Siege ihres Kaisers hatten sie blind gemacht, und sie hofften, jetzt den Sieg davon zu tragen und nahmen alle Punkte der Besatzung ein.

Blücher kehrte sich nicht daran, sondern blieb bei seinem alten Grundsatze, Paris müsse genommen werden. Er erstürmte schon am 30. März die Höhen des Montmartre. Als er mit seinen tapferen Preußen auf dem Friedhofe stand und sein Fernrohr nach der Stadt richtete, sprach er: „Lieber richtete ich meine Kanonen auf Paris, als das Fernrohr."

Kaum gewahrten die Verbündeten, daß die Pariser Lust hatten, ihre Stadt zu verteidigen, als sie mit ihrem Angriffe nicht säumten, sondern ihre Geschütze spielen ließen; schon am 30. donnerte es von allen Seiten; die Truppen nahmen die Hügel und Weinberge, mit welchen Paris umgeben ist und drängten die Franzosen mehr und mehr zurück. Sie kämpften aber mit großer Tapferkeit, denn ihr Stolz konnte es nicht ertragen, daß ihre Stadt, die seit vierhundert Jahren keinen Feind mehr gesehen hatte, jetzt von solchen betreten würde; aber trotz ihrer mutigen Gegenwehr standen die Verbündeten um fünf Uhr nach-

mittags an den Eingängen der Kaiserstadt und fällten die Gewehre, um mit Sturm einzudringen. Da endlich baten die Franzosen um Gnade und versprachen die Übergabe, und am folgenden Tage, um elf Uhr morgens, hielten der König von Preußen und Alexander von Rußland, von ihren Feldherren umgeben, ihren Einzug in Paris.

In der Hauptstadt aber hatte sich der Sinn bald geändert, denn das Volk jauchzte den Einziehenden entgegen, winkte mit weißen Tüchern aus den Fenstern und warf den Siegern Blumen auf den Weg, unaufhörlich rufend: „Glück dem Kaiser Alexander und dem Könige Friedrich Wilhelm!"

Schon vor der Schlacht bei Laon war Blücher von einem hitzigen Augenleiden befallen worden und dies trat wieder ein, als er den Montmartre erstürmt hatte. Er konnte nur noch aus dem Wagen kommandieren. Die Krankheit machte ihn ganz überdrüssig, denn es schien, daß sie dem Helden das Leben oder doch das Augenlicht kosten würde. Sechs Tage lang war er gänzlich blind, doch seine starke Natur siegte auch über diese Krankheit. Friedrich Wilhelm besuchte seinen kranken Feldmarschall auf dem Montmartre und in seiner Begleitung kam der Kaiser Alexander I. und beide Herrscher statteten ihm ihren innigsten Dank ab. Als Paris einige Tage erobert war, kehrte die Gesundheit Blüchers zurück, und er nahm nun seine Wohnung in der stolzen, gedemütigten Weltstadt. In aller Stille ritt er nach Paris und ging in das für ihn bestimmte Hotel zum „Herzoge von Otranto" in der „Rue Cerruti". Die Ruhe, die sorgfältigste ärztliche Behandlung und seine kräftige Natur überwanden

bald den krankhaften Zustand des Feldherrn. Darauf hatte Blücher nur gewartet, denn es trieb ihn, sich in der Kaiserstadt umzusehen und die Merkwürdigkeiten anzuschauen. Es lag nicht in seiner Natur, Aufsehen zu erregen. Auch jetzt wollte er das vermeiden und erschien in der Regel in einem einfachen Bürgerrocke.

Blücher war ein Freund des Spiels und liebte eine muntere Gesellschaft über alles. Im „Palais royal“ fanden solche Vergnügungen oft genug statt. Während des Kriegszuges hatte er weder Karten noch Würfel angerührt, denn da hatte er zu viel Ernstes zu denken. Das Kampfspiel war jetzt gewonnen und er konnte nun seiner Lieblingsneigung fröhnen. Es ist merkwürdig, wie dem alten Blücher überall das Glück lachte. Auch hier hatte er bald eintausend siebenhundert Napoleonsdor gewonnen. Er steckte sie still in die Tasche und ging nach Hause.

Die Franzosen waren sehr begierig, den berühmten preußischen Feldmarschall einmal in der Nähe zu sehen. Sie fanden sich deshalb namentlich da zahlreich ein, wo Blücher seine Mahlzeiten hielt. Er kam aber dadurch gar nicht aus seiner Gewohnheit heraus; wurde es ihm bei Tische zu warm, so zog er ohne Umstände seinen Rock aus und speiste in den Hemdärmelm, indem er zu den Anwesenden sprach: „Meine Herren, machen Sie sich's auch bequem.“ Für die Franzosen war das denn doch zu viel, daß ein Feldherr sich so gehen ließ. Alle ohne Ausnahme sagten: „Der Blücher ist ein nordischer Barbar.“ Dem also Beurteilten kamen diese Äußerungen bald zu Ohren. Statt böse zu werden, lachte er recht herzlich darüber.

Die Friedensunterhandlungen nahmen ihren raschen Fortgang, aber sie waren nicht Blüchers Sinn und oft sagte er grimmig: „Es ist eine solche Großmut und Menschen-

freundlichkeit mit den verdammten Franzosen, daß man es nicht glauben könnte, wenn man's nicht hörte und sähe. Wenn das gut geht. Na, dann ist's mir auch recht. Mögen Sie nur unsere armen Soldaten und das arme Vaterland nicht vergessen." Zu einem der ersten Staatsmänner soll er folgendes gesagt haben: „Ich habe meine Arbeit gemacht, macht ihr nun die eurige. Ihr habt es vor Gott zu verantworten, wenn meine Arbeit umsonst war und noch einmal gethan werden muß. Mich geht's nichts an."

Während die Verbündeten Paris erreichten, setzte Napoleon den Marsch fort und ging dem Rheine entgegen, und Wintzingerode, der den Auftrag hatte, ihn in seiner Täuschung zu erhalten, wich ihm immer tapfer aus, wodurch der Kaiser zu dem Glauben veranlaßt wurde, seine List sei ihm geglückt, er habe den Feind in eine Schlinge geführt, die er nur zuzuziehen brauchte, um ihn zu vernichten. Endlich schöpften mehrere von seinen Generälen Verdacht, weil sie bisher nur feindliche Reiter, aber kein Fußvolk gesehen hatten. Aber sie erlangten keine Gewißheit, bis am 29. März ein Eilbote aus Paris heransprengte und Napoleon Briefe überreichte. Bestürzt stieg er ab und öffnete die Papiere, und nun sah er, daß über Paris das Schwert gezückt war. Hastig befahl er den Soldaten, umzukehren; er selbst aber warf sich in einen Wagen und fuhr voraus, um das Unglück von Paris abzuwenden.

In der Nacht vom 30. auf den 31. langte er bei Paris an und erfuhr von einem Vertrauten, was sich begeben hatte. Der Kaiser war so bestürzt, daß er fünf Minuten lang die Hände vor das Gesicht hielt, dann ließ er umlenken nach der Stadt Fontainebleau.

Dort angekommen, sammelte er seine Krieger; es waren nur dreißigtausend Mann, aber mit ihnen wollte er dennoch eine Wendung der Dinge versuchen, Paris stürmen und die Feinde unter den Trümmern seiner Hauptstadt begraben. Aber Kaiser Alexander gab schon am 1. April die Erklärung ab, daß nach dem Willen seiner Bundesgenossen weder mit ihm, noch mit einem Gliede seiner Familie unterhandelt werden sollte. Der französische Senat möge sich eine andere Regierung wählen.

Der Senat sprach hierauf am 2. April die Absetzung Napoleons aus und ernannte hierauf den Sohn des hingerichteten Königs Ludwig den XVIII. zum König von Frankreich.

Als Napoleon dieses hörte, war er außer sich und versuchte die Krone für seinen Sohn zu retten, aber alles schlug fehl. Da beugte er sich und zog mit einem Jahrgehalte von sechs Millionen Franken auf die Insel Elba.

Mit dem Könige Ludwig XVIII. schlossen die Verbündeten am 30. Mai 1814 den ersten Pariser Frieden.

Die beiden Fürsten Alexander und Friedrich Wilhelm hatten beschlossen, Paris zu verlassen und eine Reise nach England zu machen. Sie baten Blücher, sie doch zu begleiten. Blücher hatte auch eine Einladung vom Prinzregenten direkt erhalten, deshalb schiffte er sich am 6. Juni mit den hohen Herrschaften auf dem großbritannischen Linienschiffe „Impregnable“ ein und die Überfahrt nach Dover ging glücklich von statten. Eine unzählige Menge von Engländern erwarteten sie am Ufer. Aber die Herrscher waren es nicht, auf deren Anblick das Volk so

begierig war, sondern Blücher. Eine unzählige Menschenmenge rief jubelnd: „Blücher for ever," und einige Matrosen, welche einen jungen, schöngekleideten Offizier für den Blücher hielten, wollten denselben ans Land tragen, als sie ihren Irrtum bemerkten. Da ließen sie den Offizier ins Wasser fallen und eilten dem alten Blücher nach, der bereits gelandet war. Nun erscholl aus allen Kehlen ein lautes Freudengeschrei, und der Prinzregent begrüßte ihn auf das innigste und hing ihm eigenhändig sein mit Brillanten eingefaßtes Bildnis um. Als aber der alte Held zur Königin fuhr, ließ es sich das Volk nicht nehmen, den Helden auszuzeichnen. Es spannte die Pferde aus und zog den Wagen in eigener Person. Unendlich war das Jubelgeschrei der tausendfachen Menge. Unendlich wiederholte es sich überall, wo er vorübergefahren wurde und als Blücher abends in der Oper erschien, erscholl es wieder stürmisch: „Blucher for ever," und der greise Held mußte sich jeden Augenblick dem Volke zeigen. Er hatte überhaupt viele Genugthuung in England, die Universität in Oxford schenkte ihm sogar den Doktortitel. Das war dem Blücher denn doch zu toll und er gab lachend zur Antwort: „Gut, wenn sie mich zum Doktor machen, so müssen sie den Gneisenau zum Apotheker machen, denn er hat größtenteils die Pillen gedreht, die ich den Franzosen zu verdauen gegeben habe." Der Jubel und die Ehrenbezeigungen wollten kein Ende nehmen. Die Engländer machten ihn fast zum Narren, so daß er später zum Herzoge von Braunschweig sagte: „Ich will lieber noch einmal einen Feldzug mitmachen, als auf solche Art nach England kommen." Einst hatte er ein Gastmahl auf der Freimaurerloge gehalten; als sie aus demselben zurückkamen,

fand er in seinem Zimmer eine Anzahl vornehmer Damen an, die ihn begrüßen wollten. Blücher dachte nach, wie er sie sich vom Halse schaffen konnte; bald war er mit sich einig, er schritt auf die nächste zu und umarmte sie. Wenn er aber geglaubt hatte, sie wären vor Schrecken weggelaufen, so hatte er sich in den Engländerinnen verrechnet, denn alle drängten sich heran und jede wollte umarmt sein. Sie teilten sich den Federbusch seines Helmes, denn jede wollte ein Andenken mitnehmen. Der Jubel wiederholte sich in ähnlicher Weise überall, wohin er kam.

Als Blücher am 11. Juli abreiste, während die beiden Monarchen schon am 26. Juni fortgegangen waren, nahm er seine Reise, ohne sich aufzuhalten, durch die Niederlande. Auch in Deutschland ging es ihm fast wie in England. Jeder wollte den Befreier sehen, und in der Mark wurde der Zudrang des Volkes so groß, daß er sich demselben nicht mehr entziehen konnte. Überall wurde er mit Jubel und Vivatrufen empfangen. Er besuchte seine Tochter, die Gräfin von Assyburg zu Wandsleben bei Magdeburg, und traf am 29. Juli in Berlin ein. Dort war man ebenfalls voller Freude und schon am folgenden Tage wurden ihm zu Ehren große Festlichkeiten veranstaltet. Deputationen aller Stände und Gewerke erschienen vor ihm. Eine, an deren Spitze der Oberbürgermeister Berlins stand, brachte ihm mit schwungvollen Worten den Dank der Bürgerschaft dar. Blücher antwortete bescheiden: „Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan. Das übrige ist der herrschenden Eintracht und besonders der Tapferkeit der Truppen zu verdanken.“ Die Berliner Universität ernannte ihn am 3. August zum Doktor der Universität. Gneisenau wurde zwar

nicht sein Apotheker, sondern ebenfalls ein Doktor. Noch viele ausgezeichnete Generäle wurden mit dieser Würde beehrt. Blücher aber hatte das Verständnis, wo er gefeiert wurde, allenthalben dem Bürger- und Bauernstande seinen Anteil zukommen zu lassen. Bei einem Gastmahl rief er sein Glas erhebend: „Der glücklichen Verbindung des Krieger- und des Bauernstandes durch die Landwehr.“ An einer anderen Stelle, wo er eine ergreifende Rede hielt, sagte er unter anderem: „Bist Du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sei Du selber Zeuge, daß ich ohne Dich nichts würde vollbracht haben.“ Ein größeres Lob ist wohl für Scharnhorst niemals erklungen, als diese einfachen und doch so bezeichnenden Worte.

Napoleon war nun bezwungen, aber er suchte sich doch noch zu halten, indem er zu Gunsten seines Sohnes abdanken wollte. Aber die Franzosen, welche sich von seinem Glanze hatten blenden lassen, setzten ihn ab und gaben ihm zur Entschädigung die kleine Insel Elba mit einer Jahresrente von sechs Millionen Franken. Am 20. April ging Napoleon nach einem ergreifenden Abschiede von seinen alten Soldaten nach seiner neuen Besitzung über. Napoleon war zuerst gewöhnlicher Offizier gewesen, dann war er durch seine Tapferkeit und sein ungeheueres Genie aus der Dunkelheit zum höchsten Range, zum Herrscher einer großen Nation emporgestiegen. Damit noch nicht zufrieden, faßte sein ehrsüchtiger Geist den Gedanken einer Universalmonarchie und verwirklichte ihn auch für einen Augenblick. Von Lissabon bis Moskau war er siegend hingezogen und alle Völker und Fürsten beugten sich unter seinem Willen. Aber plötzlich wendete sich die Wagschale, er wurde, wie wir ver-

sucht haben zu schildern, von seiner luftigen Höhe herabgestürzt.

Mit der Absetzung Napoleons riefen die Verbündeten den Bruder des hingerichteten Königs unter dem Namen Ludwig XVIII. auf den Thron. Mit dem neuen Könige schlossen die Herrscher den ersten Pariser Frieden am 30. März 1814, worin Frankreich sehr milde behandelt wurde und alle Länder vom Jahre 1792 ab behielt. Alle Gefangenen wurden ihm ohne Lösegeld zurückgestellt; er brauchte keine Kriegskontributionen zu bezahlen und die geraubten Kunstschätze nicht herauszugeben. Nur den Siegeswagen aus Paris, der noch unausgepackt war, weil man noch keinen Platz für ihn hatte, mußte von französischen Bauern nach Berlin geschafft werden. Der König redete zu seinem Volke: „Beendigt ist der Kampf, zu dem ihr mit schweren Opfern die Waffen erhoben habt, glücklich beendet mit Gottes Hilfe. Durch den treuen Beistand unserer Bundesgenossen, durch den Mut, den jeder Preuße bewiesen hat. Nehmt meinen Dank dafür. Groß sind euere Opfer, die ihr geleistet, ich kenne und erkenne sie und auch Gott, der über uns waltet, hat uns erkannt. Mit ruhmgekröntem Frieden steht Preußen da, bewährt im Glück und Unglücke. Wir eilten alle zu den Waffen. Im ganzen Volke lebte nur ein Gefühl und so war auch der Kampf. Damals habe ich gesagt, solchen Sinn lohnt Gott. Er hat ihn gelohnt und wird ihn jetzt noch lohnen durch den Frieden, den er uns gab! Nicht für Fremde wird der Landmann mehr säen, sondern für sich. Handel, Kunst und Wissenschaft werden wieder aufleben und die Wunden heilen, die langes Leiden schlug." Dem Heere dankte der König für seine Treue und Tapferkeit. Die Feldherren belohnte

er auf königliche Weise durch Fürsten- und Grafentitel und andere bedeutende Geschenke. Alle diejenigen, welche an dem Freiheitskriege teil genommen, durften die Kriegsdenkmünze aus dem Material eroberter Geschütze zur ewigen Erinnerung tragen. Dann wandten sich die Heere der Heimat zu.

VI.

Blücher lebte nun meistens in Berlin und zwar im schlichten, blauen Bürgerrocke, der nur vom schwarzen Adlerorden und vom eisernen Kreuze geziert war. Als ein Freund des Volkes ging er überall umher und rauchte, ohne sich zu genieren, seine kurze Pfeife. Er war der einzige, dem das Rauchen in den Promenaden der Residenz erlaubt war. Er war auch der einzige hohe Herr in Berlin, der sich mit jedem, der ihm begegnete, ins Gespräch einließ. Auch gegen seinen König war er frei und offen. So sprach er einst unverhohlen aus, als der Wiener Friedenskongreß nicht nach seiner Mütze arbeitete: „Wir halten nur Rasttag.“ Wie richtig er mit diesen Worten urteilte, sollte man bald erfahren.

Napoleon dachte nicht daran, auf der kleinen Insel, welche man ihm aus Großmut geschenkt hatte, sich festhalten zu lassen. Gewiß hatte er nur mit dem Gedanken, dereinst wieder Kaiser von Frankreich zu werden, das Land verlassen, aber um die Mächte sicherer zu machen, gab er sich den Anschein, als ob er sich in alles füge. Doch

war von Anfang an sein Gedanke nur darauf gerichtet, sich wieder frei zu machen und die Rolle, die man ihn gezwungen hatte, niederzulegen, wieder aufzugreifen, denn er war nicht der Mann, welcher sich in die Notwendigkeit fügte. Nachdem er mit verschiedenen Personen die Sache, welche er vorhatte, heimlich besprochen, entwich er am 20. Februar 1815 mit seinen wenigen Getreuen von der Insel. Während eines Balles gab er im stillen den Befehl, daß seine Leute sich einschiffen sollten. Sie eilten auf das Ufer zu und gingen zu Schiffe. Er selbst kam ihnen nach, und die englischen Wachtschiffe täuschend, gelang es ihm, mit eintausend einhundert Mann seiner alten Garde zu entkommen.

Nicht unbekannt mit den Streitigkeiten der Mächte auf dem Wiener Kongresse, und von Anhängern in Paris dringend zur Rückkehr aufgefordert, landete Napoleon mit seiner Handvoll Krieger am 1. März in der Nähe von Cannes. Niemand hatte seine Flucht geahndet, und als er ans Land kam, liefen die Leute verwundert zusammen; aber von seinem alten Ruhme verlockt, hießen sie ihn willkommen. „Es lebe der Kaiser Napoleon!“ riefen sie laut und freudig. Das gab dem abgesetzten Kaiser frischen Mut, und er zog auf Paris zu. Alle Städte auf seinem Wege öffneten ihm die Thore und der Ruf wiederholte sich immer lauter.

Napoleon sprach voller Freude: „Mein Adler wird von einem Kirchturme zum anderen durch ganz Frankreich herfliegen und sich auf den Türmen von Paris niederlassen.“ Es hatte den Anschein, daß er recht habe. König Ludwig XVIII. gab Befehle über Befehle an seine Truppen, sie sollen gegen Napoleon marschieren und ihn gefangen nach Paris bringen. Aber die unter Marschall

Ney gegen ihn gezogenen Soldaten gingen mit Freudengeschrei zu ihm über. Er ging seinem Marschalle mit verschränkten Armen entgegen, und als er drei Schritte von ihm entfernt war, rief er den Truppen zu, die auf ihn angelegt hatten: „So tötet eueren Kaiser.“ Kurz darauf riefen die Scharen: „Es lebe der Kaiser, es lebe Napoleon;“ und die Scharen gingen zu ihm über. So verstärkt zog er am 20. März unter beispiellosem Jubel des Volkes als Kaiser in die Hauptstadt ein.

Blücher empfing diese Nachrichten und sein Kopf loderte vor Zorn. Es war noch frühe am Morgen, als er sich bei dem englischen Gesandten anmelden ließ. Als sein Diener ihm sagte, er schlafe noch, nahm Blücher ihn beim Arme, schob ihn zur Seite und ging in das Schlafgemach des Gesandten und rief: „Sagen Sie, mein Herr Gesandter, haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländischen Meere?“ Der Gesandte fährt erschrocken in die Höhe, reibt sich die schlaftrunkenen Augen und schaut den Blücher finster an. Kaum hatte er ihn erkannt, so verschwand die Zornesader auf seiner Stirne und geschmeidig frug er: „Was ist Ihr Begehr, Exellenz?“ Blücher setzte ihm nun auseinander, warum er gekommen sei. „Napoleon ist von der Insel Elba entflohen und befindet sich wieder in Paris.“ Dem Diplomaten ging sogleich ein Licht auf, und er begann die schönen Redensarten, die England bei Napoleons Einsperrung gemacht hatte, zu entschuldigen. Blücher schüttelte den Kopf und entgegnete: „Es ist nicht anders, wir müssen die Geschichte wieder von neuem anfangen und daran sind die Engländer wieder schuld. Guten Morgen!“

Nach diesem Besuche eilte Blücher nach Hause und

zog seine Uniform an und von jetzt ab ließ er sich nur in dieser sehen, so daß das Volk, wo es ihm begegnete, ihn mit voller Begeisterung begrüßte. Sobald die Flucht Napoleons bekannt wurde, griffen die drei Mächte, Rußland, Österreich und Preußen, wieder zu den Waffen. Des Königs Aufruf trieb alle Leute zu den Vaterlandsverteidigern, Professoren und Studenten, Kaufleute und Handwerker. Alle kamen und brannten vor Begierde, eingekleidet zu werden. Es war überhaupt damals an Deutschland eine Opferwilligkeit, die ihresgleichen sucht. Blücher wurde zum Oberbefehlshaber der preußischen Heere ernannt, das am Rheine stand und er eilte sofort an Ort und Stelle. Am 10. April reiste er von Berlin ab, traf am 17. in Köln ein und nahm am 19. sein Hauptquartier in Lüttich.

Auch Österreich sandte seine Heere, Engländer, Hannoveraner, Niederländer und die Truppen des aufgelösten Rheinbundes erhoben die Waffen. Auch Rußlands Kaiser gebot seinen Scharen, in raschen Märschen nach dem Rheine zu ziehen. Manche der russischen Regimenter waren noch auf ihrem Zuge in die Heimat; aber fröhlich kehrten sie wieder um, denn es sollte der Krieg gegen ihre Todfeinde, die Franzosen, wieder beginnen. Am schnellsten rüstete Preußen. Der edle König Friedrich Wilhelm III. rief seinem Volke zu: „Wir müssen von neuem in den Kampf, denn den Mann, der zehn Jahre unendliches Elend über die Völker verbreitet, hat eine verräterische Verschwörung nach Frankreich zurückgeführt. Er steht an der Spitze eidbrüchig gewordener Soldaten. Europa ist von neuem bedroht, also marschiert wieder mit eueren alten Siegesgefährten verbunden in den notwendigen Krieg. Auf denn! Für Ordnung und Sitt-

lichkeit, für König und Vaterland." Und das Volk verstand jetzt, wie ehedem, die Stimme seines Königs. Tausende von Freiwilligen strömten wieder herbei und in wenigen Wochen war ein neues Heer dem Rheine zugeeilt.

Einhundertfünfzehntausend Mann standen in vier Heerhaufen unter Blücher. Neben ihm die Engländer, Niederländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer unter dem Befehle des englischen Herzogs von Wellington, achtzigtausend Mann stark. Am Oberrhein sollten sich die Österreicher sammeln und die Russen, welche nicht so schnell herankommen konnten, sollten über den Mittelrhein in Frankreich eindringen. Napoleon, dies gewahrend, sammelte in kurzer Zeit ein gewaltiges und treffliches Heer von dreihunderttausend Mann. Die Tausende von Kriegsgefangenen, die er nach und nach aus Europa nach Frankreich geholt hatte, strömten zu seinen Fahnen, viele junge Freiwillige verstärkten die Massen, worunter die alten Soldaten einen kräftigen Stamm bildeten. Sie sollten von neuem die Eroberung der Länder und Völker beginnen. Beim Auszuge hatten die Garden ihre Fahnen und Standarten mit Trauerflor umwunden, zum Zeichen, daß sie nur ein großer Sieg zu ihrem alten Glanze verhelfen konnte. In Hast eilten die französischen Heere den Niederlanden zu, um dort den beiden Heeren der Feinde zu begegnen.

Die ganze Heeresmacht von einhundertfünfzigtausend Mann mit vierhundert Kanonen bewegte sich gegen die Preußen und Engländer. In ihrer Anzahl waren die beiden Feldheeren dem Feinde überlegen, aber um ihr Unterkommen zu finden, hatten die Truppen weit auseinander gelegt und verteilt werden müssen, wodurch eine schnelle Ver-

einigung unmöglich wurde. Napoleon beeilte sich, diese Vereinzelungen zu benutzen. Links hatte er Wellington, rechts Blücher vor sich. Blitzschnell wollte er über die Preußen herfallen, sie schlagen und dann es mit den Engländern gerade so machen. In der Nacht vom 11. Juni reiste Napoleon von Paris ab und am 13. traf er bei seinen Soldaten ein.

Am 15. Juni war es, als Napoleon mit seinen Kriegern auf zwei Heerstraßen gegen die Preußen und Engländer heranrückte. Die Vorposten wurden überfallen. Fechtend zogen sich die ersten Regimenter zurück und Blücher suchte so schnell als möglich seine Scharen wieder zu sammeln. Wäre es dem Franzosen gelungen, beide Heeresmassen so zu schlagen, daß jener sich nach dem Rheine hätte zurückziehen und dieser sich auf seine Schiffe hätte zurückbegeben müssen, dann war Belgien nebst Brüssel gewonnen, und er hätte Geld und Truppen genug gehabt, um sich mit Erfolg zu wehren; dann konnte er mit seiner Garde schnell nach dem Oberrhein eilen und Schwarzenberg schlagen, ehe die Russen da waren.

Am 14. Juni, wo am folgenden Tage bei Ligny die Schlacht stattfinden sollte, sprach Napoleon zu seinem Heere: „Soldaten! heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zweimal Europas Schicksal entschied. Damals waren wir zu großmütig, wie wir es immer gewesen sind. Wir ließen die Fürsten auf ihren Thronen, die jetzt Frankreichs Unabhängigkeit bedrohen. Die Unsinnigen! Sind wir nicht noch dieselben von früher? Wenn sie in Frankreich eindringen wollen, so sollen sie auch in Frankreich ihr Grab finden.“ Solche Siegeszuversicht belebte ihn, als er sein Heer um sich versammelt hatte. Er konnte stolz darauf sein, denn es

war das schönste, das Frankreich jemals auf die Beine gebracht hatte. Dem Könige, dem sie geschworen, hatten sie verraten und den Mann, den ganz Europa verworfen hatte, wieder zum Führer angenommen. Darum war dieses Heer entschlossen, entweder zu siegen oder zu sterben.

Napoleon, voller Mut und Zuversicht, rückte gegen die Stelle vor, wo das preußische und englische Heer zusammenstießen, weil dort immer der schwächste Punkt eines Heeres ist. Aus der verdeckten Gegend an der Sambre brach Napoleon am 15. Juli morgens um zwei Uhr gegen Charleroi vor und seine Bewegungen waren so schnell, daß die Wachen von Blüchers Heere sich nur mit Mühe auf ihren Hinterhalt zurückziehen konnten. Die französische Reiterei kam wie eine Gewitterwolke über Straßen und Felder, so daß der Tag nicht ohne schlimmen Verlust für Blücher blieb. Ihre Haufen warfen sich mitten in einem gewaltigen Keile auf einen Fleck zusammen, während der Gegner, der nicht wußte, wo der Angriff geplant war, eine lange Strecke verteidigt halten mußte. Aber trotz ihrer Geschwindigkeit hatte die Vorsicht der Preußen dafür gesorgt, daß ihr Feldmarschall den zweiten und dritten Heerhaufen aufmarschieren lassen konnte. Als er achtzigtausend Mann zusammen hatte, beschloß Blücher diese gegen Napoleons hundertdreißigtausend Mann in die Schranken zu werfen, denn Blücher hoffte, Bülow werde mit der vierten Abteilung auf dem Kampfplatze sein und auch Wellington mit seiner Reiterei Hilfe senden. Das preußische Heer hatte seinen Standpunkt am Lignybache, auf den Höhen bei den Dörfern St. Amand und Ligny. Napoleons Absicht, mit voller Gewalt auf den rechten Flügel zu stoßen,

ihn durchzubrechen und ihn von den Engländern gänzlich abzuschneiden, mißlang. Um drei Uhr nachmittags griff er das Dorf St. Amand an, die Preußen hielten sich sehr tapfer und kaltblütig gegen die Stürme der Franzosen, bis dieselben einen Seitenweg durch ein Gehöft gefunden hatten. Nun drangen sie auf einmal mit voller Übermacht hervor. Da mußten die wackeren Krieger unter großem Verluste das Dorf verlassen und sich hinter den Lignybach zurückziehen.

Aber auf Ligny hatte Napoleon es besonders abgesehen und ließ es mit dem ungestümsten Eifer angreifen. Es entstand ein Kampf, der seines gleichen suchte. Ligny ist aus Steinen gebaut und erstreckt sich längs dem Flusse hin. Hier wurde um jedes Haus, jeden Garten, jede Gasse mit furchtbarer Erbitterung gestritten. Das Gefecht dauerte fünf Stunden lang. Im Dorfe selbst bald vor- bald rückwärts wogend, wurden immer neue Regimenter in den Kampf geschickt. An zweihundert Geschütze von beiden Seiten schleuderten unaufhörlich ihre Kugeln in das Dorf, so daß bald dieses und die Umgegend an verschiedenen Orten in Flammen standen und die Dächer, Balken und Gemäuer krachend zusammenstürzten. Obschon es bereits dunkel geworden war, so dauerte die Schlacht noch immer mörderisch und unentschieden fort. Neue Truppen konnten nicht mehr hineingesandt werden, denn es waren nicht mehr zur Hand. Bülow wurde von unerwarteten Hindernissen hingehalten, während Wellington nichts von der Schlacht wußte. Da plötzlich erschien Napoleon selbst mit seinen Garden, von einer anderen Seite brachen Kürassiere und Gardegrenadiere gleichfalls hervor. Das war ein gefährlicher Augenblick, aber der alte Blücher vergaß die

Gefahr seines eigenen Lebens und jagte an der Spitze eines Reitergeschwaders dem stärksten Franzosenhaufen entgegen. Aber die größere leichter bewaffnete Schar konnte gegen die gepanzerten Reiter auf ihren hohen Rossen nichts ausrichten. Sie wurde zurückgeworfen und das Pferd ihres Feldmarschalls von einer Kugel getroffen. Nicht sogleich wurde sein Laufen durch den Schuß gehemmt. Der Schmerz trieb es vielmehr zu wütenden Sprüngen, bis es plötzlich in vollem Jagen tot zu Boden fiel. Vom gewaltigen Sturze betäubt, lag der greise Held unter dem schweren Leichnam seines Pferdes. Die französischen Kürassiere sprengten heran, um die Preußen zu verfolgen, deren letzte Scharen schon an ihrem gefallenen Feldherrn vorüber waren. Nur der Major Nostiz war bei ihm und wollte mit ihm in den Tod gehen. Er sprang vom Pferde, trieb es durch einen wuchtigen Schlag in das weite Schlachtfeld hinein, damit der Feinde Blicke nicht auf der gefährlichen Stelle ruhten. Sie jagten auch in wilder Eile vorüber, ohne den Feldmarschall zu bemerken. Als bald darauf die Deutschen die Franzosen wieder zurücktrieben, und an der Stelle vorüberjagten, bemerkten sie ihren Feldherrn und brachten ihn mit Mühe unter dem toten Pferde hervor. Jeder Leser kann sich wohl vorstellen, welches Unglück der Tod Blüchers verursacht hätte.

Blücher mußte machen, daß er aus seiner gefährlichen Lage herauskam. Obgleich er von allen Seiten von Feinden umzingelt war, so schlugen sich doch die Preußen in der Dunkelheit der Nacht durch die feindlichen Reiterhaufen und die in ihrem Harnisch prasselnd heranbrausenden Kürassiere. Dann zogen sie sich mit schallender Feldmusik gegen Wavre zurück.

Napoleon hatte gesiegt, aber der Sieg war ihm teuer zu stehen gekommen. Für die Preußen war die Sache doch eine ehrenvolle, denn nur ein Teil ihres Heeres hatte den Kampf bestanden und dem Feinde so großen Schaden zugefügt, daß Napoleon selbst angab, zehntausend Mann verloren zu haben. Sie hatten dem Feinde obendrein noch dreizehn Geschütze abgenommen, während sie selbst kein einziges auf dem Kampfplatze gelassen hatten. Aber dennoch hatten sie einen schweren Verlust zu beklagen. Der tapfere Herzog von Braunschweig war gefallen. Eine Kugel hatte ihn getroffen; er sank vom Pferde und blieb unter den Fliehenden liegen, so daß die Hufe der Rosse ihn zerschmetterten.

Aber Blücher, der Alte, verlor seinen Mut noch lange nicht, sondern meinte trocken: „Wir haben bei der Affaire von Ligny Prügel bekommen, aber wir wollen die Scharte schon wieder auswetzen.“ Als er dem Könige von Preußen durch einen Feldjäger die Nachricht von der unglücklichen Schlacht melden ließ, rief er dem Jäger zu: „Sagen Sie Seiner Majestät, es sei heiß hergegangen, ich aber hätte kalt nachgetrunken.“ In diesem Augenblicke nämlich kam der Chirurg, um ihm die Quetschungen einzureiben. „Was haben Sie da?“ fragte Blücher. „Spirituosen,“ gab derselbe zur Antwort. „Heda,“ rief der alte Blücher, „wir wollen da besser helfen, gebt mir ein Glas Champagner.“ Das wurde kalt nachgetrunken.

Napoleon wandte sich nun gegen Wellington. Dieser ließ bei Blücher anfragen, ob er auf ihn zählen könne. „Ja wohl,“ ließ Blücher ihm sagen, „ich komme mit der ganzen Armee“ und machte sich sofort marschbereit. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont St. Jean zurück, vorwärts von

Brüssel, von dieser Stadt nur durch einen Wald getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons zur Schlacht erwarten. Es hatte die ganze Nacht geregnet und regnete immer fort, der Boden war völlig durchweicht und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer auf der schlammigen Straße und in den grundlos gewordenen Ackerfeldern nur langsam fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein und machte dem Gefechte ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind unverrückt in derselben Stellung zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont St. Jean schlagfertig ihm gegenüberstand. Daher ordnete er sein Heer auf der Anhöhe von Belle-Alliance. Um sieben Uhr morgens erfuhr Wellington, die Preußen lagerten bei Wavre; da zog er sein Heer etwas zurück und stellte es bei Waterlo auf. Vor seiner Fronte lagen mehrere Meierhöfe, Gehöfte und Anhöhen, die er stark besetzen ließ, hinter sich hatte er zum Schutze den großen Wald von Soigner. So gerüstet, war er bereit, Napoleon zu erwarten. An die Preußen schrieb er, sie möchten ihn mit zwei Heerhaufen unterstützen. Blücher erwiderte: „Ich werde mit meinem ganzen Heere kommen und tüchtig helfen, im Falle ihr angegriffen werdet. Thut dieses der Feind, so wollen wir ihm vereint auf den Hals fallen.“

Wellington war dieser Zusage sehr froh und beschloß den Kampf.

Erst am Mittag rückte Napoleon mit neunzigtausend Mann von der Meierei la Belle-Alliance den Engländern entgegen. Nichts fürchtete er mehr, als daß sie ihm entwischen möchten, denn er zweifelte nicht im geringsten, daß die ganze englische Armee seine Beute werden müsse, da Grouchy die Preußen schon zurückjagen werde. Als er die Engländer gewahrte, rief er mit Enthusiasmus aus: „So finde ich sie denn, diese Engländer!" Und sogleich begann er die Anstalten zur Schlacht und achtete nicht den Regen, der in wahren Strömen vom Himmel herabstürzte. Er ließ sogleich den Befehl zum Angriffe geben, weil seine Truppen in dem Moraste nur langsam vorwärts gekommen waren. Auf den linken Flügel richtete er den Hauptstoß, weil hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war. Die Franzosen fochten mit stürmischer Tapferkeit, die Engländer mit andauernder Standhaftigkeit. Wellington sah sein Heer mehrmals in Gefahr, durchbrochen zu werden; er eilte persönlich in das stärkste Feuer und strengte alle Kräfte an, bis Blücher mit seinen Preußen herankäme. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten wutentbrannt zu neuem Kampfe vor; Wellington erlahmte. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatze erschien.

Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. Juni in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette aufs Pferd steigen sollte, traf sein Wundarzt alle Anstalten, um ihn einzureiben. Als Blücher dies sah, sprach er: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein! Ob ich heute balsamiert oder unbalsamiert in die andere Welt gehe, das wird wohl auf eins herauskommen!" Dann erhob

er sich, ließ sich ankleiden und setzte sich mit den gequetschten Gliedern wohlgemut aufs Pferd. Als er den starken Regen sah, sprach er: „Das sind unsere Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver.“ Allein schon gleich, als er sich in Marsch gesetzt hatte, sperrte eine Feuersbrunst lange die Hauptstraße. Weiterhin wurde es noch schlimmer, die Bäche waren von dem immerfort herabströmenden Regen stark angeschwollen, jede Vertiefung mit Wasser gefüllt. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht und wie sehr die Hilfe der Preußen nötig sei. Blücher, in heftigen Sorgen, daß er sein gegebenes Wort nicht lösen könne, rief anfeuernd: „Vorwärts, Kinder, vorwärts.“ Wo ein Hindernis entstand, war er sogleich bei der Hand. Die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten; hie und da murmelte man, es gehe nicht, es sei unmöglich. Da redete Blücher mit tiefster Bewegung: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es gehe nicht; aber es muß gehen, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich habe es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll.“ Endlich um vier Uhr war der Engpaß von St. Lambert zurückgelegt. Blücher gab durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heere Wellingtons das Zeichen seiner Ankunft. Bei den Engländern wurde frohe Zuversicht, bei den Franzosen Staunen und Bestürzung erweckt, denn sie hatten es nicht begreifen können, wie ein geschlagenes Heer den Kampf sogleich wieder aufnehmen könnte.

Napoleon schickte den sechsten noch frischen Heeresteil gegen die Preußen; ein furchtbarer Kampf begann. Es war gegen fünf Uhr nachmittags, als die Preußen heran-

kamen und dem Wellington aus allen Schwierigkeiten rissen. „Gottlob, der alte Blücher ist da,“ sprach Wellington, indem er sich die Hände rieb. Sogleich brachten sechs Regimenter englischer Reiterei den hartbedrängten Centrum Hilfe. Aber immer größere Scharen schickte Napoleon in den Raum, der die beiden Feldherren trennte. Da endlich treffen die ersten preußischen Truppen auf dem Kampfplatze ein. Blücher selbst an der Spitze seiner Brigade erstürmte das Dorf Papelotte. Napoleon wankt noch immer nicht, ein letzter verzweifelter Schlag soll die Schlacht entscheiden. Bereits hat er die junge Garde nach Planchenois geworfen, um das den Preußen wieder entrissene Dorf festzuhalten; jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, zwölf Bataillone auf das englische Centrum losbrechen, dicht gedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie zum Angriff übergeht. Doch Wellington stellt der vordringenden Garde sechs Bataillone, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgescharten Feindes niederstreckt; zugleich richtet sich alles Geschütz gegen die feindliche Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen hierhin. Die französische Garde, trotz ihres ungeheueren Verlustes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungestüme scheint nichts widerstehen zu können; die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geschütz stellt das Feuer ein. Da dringt Blücher vor, läßt vierundzwanzig Stück Geschütz in den Feind schmettern und führt seinen Hauptangriff, die Höhen von Belle-Alliance nehmend, mit furchtbarem Ungestüm aus. Der Feind wird durchbrochen und beginnt zu weichen. Gleichzeitig rückt Wellington vor. Die französische Garde gerät in Unordnung und

flieht. Vier Bataillone, die sich zu weit vorgewagt hatten, ziehen sich in Vierecken nach Belle-Alliance zurück. Hier kamen sie in das Geschützfeuer Bülows, die Reiterei umzingelt sie, man ruft ihnen zu, sich zu ergeben, aber aus ihrer Mitte erschallt der Ruf: „Die alte Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht;" die meisten fallen, kein Pardon wird gegeben. Jetzt kommt auch der zweite preußische Heeresteil zum Gefecht. Noch leistet der Feind verzweifelte Gegenwehr, der dritte preußische Heeresteil rückt vor. Aber schon ist die Schlacht gewonnen, der Feind kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich gegen neun Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Planchenois und da ist das Verderben des Feindes besiegelt. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus. Es war schon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Belle-Alliance zusammentrafen und sich gegenseitig als Sieger begrüßten. Blücher nannte die Schlacht der siegreichen Waffenverbindung, die Schlacht von Belle-Alliance, während Wellington die Schlacht von Waterloo. Blücher redete seine Truppen folgendermaßen an:

„Ihr habt große Dinge gethan, meine braven und hochgeehrten Waffengenossen. Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert, wovon die eine unglücklich war. Doch hat sie eueren Mut nicht gebeugt. Mit einem geschlagenen Heere, haben alle großen Feldherrn gemeint, könne man nicht wieder eine Schlacht wagen! Ihr habt den Unsinn dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere Krieger wohl können überwunden werden, aber daß ihr Mut nicht gebrochen werden kann."

Die beiden Feldherren hatten beschlossen, Wellington solle erst die Wunden in seiner Armee heilen, während die Preußen sogleich den Feind verfolgen sollten. Dieser

hatte alles Geschütz auf dem Schlachtfelde gelassen. Blücher setzte ihm nach und nahm ihm in Genappe alles Fuhrwerk, Pulverwagen und Gepäck ab. Eine unermeßliche Beute fiel den Preußen in die Hände, Napoleons eigene Feldrüstung, sein Silbervorrat, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Degen und Hut verlassen hatte, um sich aufs Pferd zu werfen. Die Franzosen flohen mit wildem Angstgeschrei von dannen; Blücher aber war wie ein Sturmwind hinter ihnen her. Während Tausende und aber Tausende auf dem Schlachtfelde den Todesschlaf schliefen, jagten die Preußen hinter den geschlagenen Franzosen her. Gneisenau übernahm die Verfolgung, und die entsetzlichste Jagd, vom hellen Mondschein erleuchtet, begann. Der Schall der preußischen Flügelhörner verbreitete Entsetzen unter den Fliehenden. Alle diejenigen, welche nicht weiter fliehen konnten, sondern zurückbleiben mußten, wurden niedergemacht oder gefangen genommen.

Von seiner ganzen Armee retteten sich kaum dreißigtausend Mann, und diese waren ohne Gewehre, ohne Gepäck und liefen in der Todesangst auf Frankreich zu. Vierzigtausend Mann waren verwundet oder getötet, dreihundert Kanonen, alles Gepäck und fünfzehntausend Gefangene in den Händen des Siegers.

Unter siegreichen Gefechten wurden die Feinde nach Paris getrieben. Hier hatte der französische Kriegsminister bereits mit dem österreichischen General Frimont über einen Waffenstillstand unterhandelt und deshalb an Blücher geschrieben, er solle die Feindseligkeiten einstellen. „Nein," dachte der Blücher, „jetzt soll ich in voller Arbeit dieselbe einstellen?" Über diesen Brief war Blücher höchst er=

grimmt und diktierte seinem Generalquartiermeister Gneisenau als Antwort einen Brief, worin er Davoust meldete, was der österreichische General gethan, gehe ihn nichts an. Erst in Paris werde er sich zum Abschlusse eines Waffenstillstandes herbeilassen. Wenn er daher die nachteiligen Folgen, welche durch Sturm einer Stadt bereitet würden, verhüten wolle, so möge er nur ohne Anstand die Thore öffnen, sonst wären aber auch Kanonen da. Auch möge er keine widerrechtlichen Zurückhaltungen an Offizieren und Soldaten ins Werk setzen. Blücher sagte, als der Brief beendigt war: „Nanu, geben Sie mir mal die Feder her, dann will ich meinen Namen darunter schreiben und schicken wir dann das Liebesbriefchen ab.“ „Durchlaucht vergessen,“ erwiderte Gneisenau, „daß ich den Brief erst ins Französische übersetzen muß.“ „Was? Sie wollen den Brief ins Französische übersetzen?“ „Natürlich, Durchlaucht, wir können doch den Franzosen nicht zumuten, einen deutschen Brief zu lesen.“ „Warum nicht?“ antwortete Blücher; „was sind wir Deutsche doch für Fuchsschwänze und unterthänige Duckmäuser. Wir können anderer Völker Sprache nicht verstehen und lernen deshalb die ihre. Ich frage, in welcher Sprache hat dieser Davoust seinen Brief geschrieben?“ „Natürlich im Französischen,“ erwiderte Gneisenau. „Na, dann habe ich auch das Recht, als Deutscher ihm deutsch zu antworten. Er mag meinetwegen vornehm sagen: Der Kerl, der Blücher, ist so ungebildet, daß er nicht einmal französisch kann und mir in seiner eigenen Muttersprache schreibt. Ich denke dasselbe aber auch von Davoust. Es bleibt dabei, Gneisenau; schreibt er mir französisch, weil es ihm bequem ist, so antworte ich ihm deutsch, weil es

mir bequem ist.“ Der Brief kam im französischen Kriegsministerium an und erregte dort nicht wenig Sensation.

Napoleon hatte sich geeilt, daß er in Paris ankam. Den Kopf mit einem Tuche umwunden brachte er zuerst die Trauerkunde von dem Siege der Verbündeten in die Hauptstadt. Die Franzosen waren natürlich niedergeschlagen und dachten zuerst an Verteidigung, aber ihr Mut sank immer tiefer, als sie die Nachricht von dem Anzuge des siegreichen Feindes erfuhren.

Endlich rückten die Truppen der Verbündeten abermals in Paris ein und Ludwig XVIII. kehrte aus Gent als König zurück. Napoleon hatte am 22. Juni wieder zu Gunsten seines Sohnes Napoleon II. abgedankt. Er wollte sich nach Amerika einschiffen und ging, als die Preußen ihn in Malmaison gefangen nehmen wollten, nach Rochefort, konnte jedoch nicht absegeln, ohne englischen Schiffen zu begegnen. Deshalb vertraute er sich der Großmut der englischen Regierung an, die ihn zufolge einer Bestimmung der Verbündeten nach der Insel St. Helena abführen ließ, wo er am 5. Mai 1821 starb.

Der zweite Pariser Frieden bestätigte die Beschlüsse des Wiener Kongresses. Frankreich behielt die Länder vom Jahre 1790. Es mußte siebenhundert Millionen Francs Kriegskosten zahlen und die geraubten Kunstschätze zurückgeben.

Als Abgeordnete der Stadt Paris den Feldmarschall Blücher um eine Unterredung baten, ließ er sie lange im Vorzimmer warten, dann trat er ihnen mit dampfender Pfeife im Munde entgegen. Das erste, was die Franzosen sagten, war: „Er möge die Einquartierung aus Paris lassen.“ „Was!“ schrie der Alte, „ihr Franzosen

habt es euch in Berlin gut sein lassen, darum soll kein Preuße, der mit mir hier hereingekommen ist, bei seiner Rückkehr sagen können, daß die Pariser sie nicht gut bewirtet hätten."

Als er in Frankreich eingedrungen war, zog ein Bataillon Pommern, welches sich überaus brav gehalten, in düsterer Stimmung nach Paris. Da rief er ihnen tröstend zu: „Nun, Kinder, sollt ihr auch so lange in Frankreich bleiben, bis ihr alle französisch könnt." Sogleich war das ganze Bataillon in gute Laune versetzt.

Einst wollte er kurz vor einem Sturme seine Truppen anreden, da fiel ihm ihr schmutziges Aussehen auf und sogleich daran anknüpfend, sagte er: „Kerls! ihr seht ja aus wie die Schweine; oder habt ihr die Franzosen geschlagen. Damit ist's aber nicht genug. Ihr müßt sie heut' wieder schlagen, sonst sind wir alle verloren!"

Durch solche Worte, die der Augenblick ihm eingab, wußte er die rohesten Gemüter zu durchzucken. Kein Wunder, daß er durch seinen schlagfertigen Witz der Liebling seines Volkes geworden.

Einst als Blücher die Seine passierte und zwar auf der Brücke, welche die Franzosen die Brücke von Jena nennen, um zu sehen, wie sie sich am leichtesten sprengen lasse, wandte sich der französische Minister Talleyrand an den preußischen Gesandten mit der Bitte, eine Fürbitte bei Blücher einzulegen. Der ließ sich bereden und trug dem Feldmarschall diese Bitte vor. Blücher aber entgegnete ihm, er solle Herrn Talleyrand sagen, es wäre ihm sehr lieb, wenn der Herr Talleyrand sich auf die Brücke setzte in dem Augenblicke, wo sie gesprengt würde. Die Brücke wäre sicher zerstört worden,

wenn Friedrich Wilhelm III. dies nicht in seiner Gutmütigkeit verhindert hätte.

Als die Preußen in Paris einzogen, beschwerten sich die Behörden dagegen, aber Blücher gab ihnen zur Antwort: „Die Franzosen haben viele Jahre ganz angenehm in Berlin gelagert und es sich an nichts fehlen lassen; jetzt sollen die Preußen es in Paris eben so gut haben." Er ließ mit Kartätschen geladene Kanonen an den Straßenecken auffahren und Kanoniere daneben stellen, welche brennende Lunten in der Hand hielten, um sie jeden Augenblick, wenn Widersetzlichkeit stattfand, sie loszubrennen. Das machte die Pariser geschmeidig. Willig thaten die Bürger, was der alte Feldherr befahl, der nicht nachließ, die Pariser recht zu demütigen und kleinmütig zu machen. Auch gegen die hundert Millionen, die sie bezahlen mußten, murrten sie, fügten sich aber, als sie sahen, daß sie nichts dagegen ausrichten konnten.

Schmerzlicher noch, als diese Forderung, fühlten sie sich getroffen, als sie alle in Deutschland geraubten Kunstschätze herausgeben mußten. Aber Blücher störte sich nicht daran. „Was ihr in Deutschland gestohlen habt, das müßt ihr wieder herausgeben," sagte er, und trotz aller Widerreden der Franzosen ließ er Bilder und Wertsachen, die Napoleon einst mit frecher Hand den Deutschen genommen hatte, einpacken und in die Heimat senden. Die übrigen Völker, die Napoleon an Kunstschätzen beraubt hatte, traten nun mit demselben Verlangen auf und unaufhörlich fuhren Karren mit den gestohlenen Kunstschätzen ab. Leider sahen sie nicht alles, was ihnen mit Gewalt genommen worden war, und so ist noch eine hübsche Anzahl zurückgeblieben, woran sich die Franzosen noch immer freuen, was aber deutsches Eigentum ist.

Als die Viktoria vom Brandenburgerthore, welche Napoleon geraubt hatte, eingepackt wurde, schrieb ein Preuße an die Umhüllung, „Gelegenheit nach Berlin“, worüber Blücher eine außerordentliche Freude hatte. Der König schenkte dem alten Helden später ein Haus in der Nähe des Brandenburger Thores, damit er durch den häufigen Anblick der Siegesgöttin an das schöne Wort erinnert werde. Friedrich Wilhelm III. wußte überhaupt nicht, wie er sich dem Blücher dankbar genug erweisen sollte. Er ließ einen goldenen Orden prägen, der nur unserem Helden verliehen wurde.

Zu Paris nahm Blücher sein Quartier in den kaiserlichen Gemächern. Als nun einst einige seiner Offiziere in seiner Begleitung Napoleons Handbibliothek besahen und den Wunsch äußerten, ein oder das andere Buch mitnehmen zu dürfen, sagte er scherzend: „Diese Bücher stehen alle in Reih’ und Glied, sie sind mithin Kriegsgefangene, nehmt euch nur Andenkens in Gottes Namen.“

Einst als Wellington ein Gastmahl gab, wurden verschiedene Toaste ausgebracht. Blücher wandte sich an den englischen Diplomaten und sprach lachend: „Na, Castlerigh, jetzt will ich Euch auch einmal was ausbringen. Mögen die Fäden der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter des Heeres mit so vieler Anstrengung gewonnen wurde.“ Die Diplomaten konnte er überhaupt nicht leiden und bei einer ähnlichen Gelegenheit, wie die vorige, sagte er zu Hardenberg: „Ich wollte, daß ihr Herren von der Feder einmal etwas schärferes Plänklerfeuer aushalten müßtet, damit ihr erführet, was das heißt, wenn der Soldat mit Blut und Leben euere Fehler wieder gut machen muß, die ihr so leichtsinnig begeht.“

Als man eines Tages in Paris ein Wettrennen veranstaltete, hatte der Fürst das Unglück, zu stürzen und seinen Arm zu verrenken. Seitdem war er wieder leidend und reiste nach Aachen, wo er bedenklich erkrankte und zehn Tage lang das Bett hüten mußte. Als er sich endlich wieder erhob und weiter reiste, ging er den Ehrenbezeigungen überall aus dem Wege, denn er erkannte, daß sein Ende nahe sei.

Am 8. Juli kehrte der geflüchtete König Ludwig XVIII. wieder in seine Residenz zurück, und mit ihm schlossen die verbündeten Monarchen am 20. November den zweiten Pariser Frieden. Frankreich mußte die große Kriegssteuer bezahlen und eine Reihe von Festungen auf drei bis fünf Jahre dem Bunde übergeben, in welchen hundertfünfzigtausend Mann der Sieger Ruhe und Ordnung erhalten sollten. Das war die Strafe für das viele Böse, welches Frankreich seiner Umgebung bereitet hatte.

Napoleon, welcher am 25. Juni aus Paris abgereist war, eilte an die Küste des Meeres, um von dort zu Schiffe nach Amerika zu entkommen; aber die Engländer hielten strenge Wacht und verhinderten seine Flucht. Er fürchtete, in die Hände der heranrückenden Preußen zu fallen, deshalb ersuchte er sie, ihn in ihr Land zu führen, wo er ruhig leben wolle; aber England that ohne seine Verbündeten nichts, und die Mächte beschlossen, ihn nach der Insel St. Helena zu schicken.

VII.

Es sei uns erlaubt, aus dem Leben Blüchers noch einzelnes nachzuholen.

Als er einst in Karlsbad sich aufhielt, wurde zur Feier der Schlacht von Belle-Alliance ein großartiges Fest veranstaltet. Es hatten sich zwei Vereine gebildet, ein adeliger und ein bürgerlicher. Blücher schrieb an jedes Komité, daß sie sich zu einem gemeinschaftlichen Balle vereinigen sollten, sonst würde er zu keinem Feste kommen. „Wie im Kriege alle Stände Leben und Gut dargebracht und ohne kleinliche Eifersucht und Scheidung zusammengehalten haben, so müssen wir uns auch jetzt im Frieden einig und brüderlich des gemeinsam Errungenen freuen," schrieb er an die beiden Vereine.

Als er von seinem letzten Kriegszuge heimkehrte, blieb er bei einem alten bekannten Edelmanne über Nacht, der durch die Verhältnisse fast arm geworden war. Blücher wußte dies, legte seine Börse mit hundert Louisdor auf den Tisch und sagte, als er am anderen Morgen wegritt, zu dem Gastgeber: „In meinem Zimmer werden

Sie das Geld für das Nachtquartier finden," und ritt, ohne eine Gegenrede abzuwarten, davon.

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich wurden aus allen Provinzen Abgeordnete abgesandt, um dem Könige zu huldigen und dem Fürsten Blücher zu danken. Die Grafschaft Mark wählte dazu den Freiherrn von Plettenberg, denn dieser war von alter Zeit her mit Blücher gut bekannt. Als Blücher in Münster lag und Hauptmann gewesen war, hatten sie oft miteinander ein Glas Wein getrunken. Plettenberg dachte, der Fürst werde sich seines früheren Bekannten nicht mehr erinnern und deshalb nahte er sich ehrerbietig dem Blücher und hielt eine wohleinstudierte Rede. Blücher hörte einen Augenblick zu, dann erkannte er seinen alten Bekannten, sprang vom Pferde, indem er sprach: „Aber Freund, was bist Du dick geworden. Laß das Plaudern, komm', laß uns nach alter Weise eins trinken." Blücher nahm den Plettenberg beim Arme, und beide stiegen die Treppe zum roten Hause hinauf.

Als der Friede geschlossen war, erwachte in Blücher der Wunsch, sein geliebtes Mecklenburg zu sehen und seine Vaterstadt zu besuchen. Er wurde von dem Großherzoge herzlich empfangen. Als er bei der Tafel die Gesundheit aller Mecklenburger ausbrachte, erhob sich Blücher mit jugendlichem Feuer und sprach die folgenden Worte: „In euerem Namen trete ich auf und danke für diesen Glückwunsch. Ich darf es, denn ich gehöre euch an. Gott hat geholfen, daß die Welt durch einen Mecklenburger frei geworden ist. Was ich mit innigster Seele zu erreichen wünschte, ist nun erreicht. Ich bin nun da; frei und froh in dem Lande, wo ich geboren bin, wo ich meine Knabenjahre durchspielt, wo

die Gebeine meiner braven Eltern ruhen. Gott! Du weißt es, wie ich mich gesehnt habe, an ihrem Grabe zu beten, ehe auch ich mein Grab finde. Dank Dir. Und kann und werde ich es, gern ruhete ich an ihrer Seite, wenn ich bald meine Augen schließe. Doch ich wünsche nichts mehr. Mein Herz gehört euch. Liebt euch Kinder, bleibet, wie ich euch finde, bei dem Gotte der Wahrheit. Seid treu euerem Fürsten, dann bleibet ihr euch selbst treu. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich am Ende meiner Tage euch unter dem Fürsten einen glücklichen Flor prophezeie. Lang lebe Friedrich Wilhelm, lange und glücklich."

Einst als er sich in Hamburg aufhielt, besuchte er Klopstocks Witwe, welche eine Jugendfreundin von ihm war. Nachdem sie sich freundlich begrüßt und manches aus der Vergangenheit geplaudert hatten, zeigte die Witwe auf einen kleinen gedeckten Tisch mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern und sagte: „Mein Klopstock wurde einst von dem Kaiser mit sechs Flaschen altem Tokayer beschenkt. Fünf davon sind an großen Festtagen geleert worden. Die sechste, sagte mein Klopstock, wollen wir aufbewahren und an einem feierlichen Tage anbrechen, an dem feierlichsten unseres Lebens. Mein Klopstock starb und die Flasche wurde nicht ausgetrunken. Wenn er aber noch lebte, so würde er diesen Tag für den feierlichsten unseres Lebens erklären und mit Ihnen, mein Fürst, trinke ich von dieser Flasche zur Erinnerung Klopstocks."

Blücher war ein großer Mann, aber wie alle berühmten Männer hatte auch er seine Leidenschaften und liebte vor allem das Spiel. In jungen Jahren brachten ihn die Karten und Würfel oft in Geldverlegenheit. Einst als er sich in Münster befand, hatte er eine

ziemlich bedeutende Summe an einen münsterischen Edelmann verloren, so daß er ihm zweitausend Thaler schuldig war. Über diese Summe sollte Blücher, als er Münster verließ und nicht bezahlen konnte, einen Schuldschein geben. Seit dieser Zeit waren etwa dreißig Jahre verflossen und der Münsterländer hatte nicht gemahnt, denn es lagen die unglücklichen Jahre von 1806 bis 1812 dazwischen. Jetzt aber war Blücher berühmt geworden, ein Fürst, reich begütert, und da glaubte der Münsterländer, daß es jetzt an der Zeit sei, ihn daran zu erinnern. Er that es vermittelst eines demütigen Briefes. Der Oberrechnungsrat von Jacoby zu Potsdam sollte ihm denselben überreichen. Dieser that es ungern, konnte sich aber dem Verlangen nicht entziehen, weil sein Vater zu Bochum mit dem Edelmanne in Verbindung stand. Blücher las den Mahnbrief und sagte lachend: „Der närrische Kauz, in einem solch demütigen Tone an mich zu schreiben, und sind doch alte Freunde. Ja, es ist richtig. Gut, daß er mich daran erinnert hat, ich hatte es über dem Trubel ganz vergessen.“ Dann sagte er zu dem wachehabenden Adjutanten: „Bringen Sie mir 'mal die Schatulle. Wie viel mag ich wohl noch haben. Zwei Drittel bekomme ich, ein Drittel er, wir wollen teilen.“ Und nahm aus der Schatulle Rollen Gold heraus und bezahlte seine Schuld.

Ein Staatsminister hatte ihn in einem Schreiben immer P. P. genannt. Der Feldmarschall eilte sogleich zum Minister hinüber, zog die Klingel und ließ sich melden. Dieser aber war nicht zu sprechen und erschien am anderen Tage bei Blücher. Er führte ihn in ein Nebengemach, ließ aber die Thüre des Saales, der mit Offizieren und Generälen angefüllt war, halb offen und

fuhr den Staatsdiener an: „Aber Excellenz, seid Ihr des Teufels, mich ein P. P. zu nennen. Da soll doch das Wetter dareinschlagen. Für den Soldaten bin ich „Vater Blücher", aber für Tintenklecker bin ich „Generalfeldmarschall und Fürst". Ihr möget mir mit Euerem P. P. nicht noch einmal kommen. Ihr möget so ein P. P. sein, ich aber nicht." Damit wandte er dem verblüfften Staatsmanne den Rücken und ging in den Saal zurück.

Die Kräfte des Greises waren durch die ungeheueren Anstrengungen des Krieges zu sehr erschöpft. Doch hielt er sich noch bis zum Jahre 1819, um welche Zeit er schwächer wurde und endlich sogar das Bett hüten mußte. Damals befand er sich auf seinem Gute Krieblowitz. Als der König von der Gefahr seines treuen Streiters benachrichtiget wurde, eilte er zu ihm und sprach: „Niemand nimmt an ihrem Wohle mehr Anteil als ich. Ich weiß, was das Vaterland und ich Ihnen schuldig sind. Folgen Sie dem Rate der Ärzte und gebrauchen Sie die Mittel, welche man ihnen zur Linderung darbietet." Der Kranke dankte ihm mit tiefer Rührung, empfahl ihm die Seinen und nahm mit herzlichem Händedrucke Abschied vom Könige. —

Napoleons Protestationen gegen seine Abführung nach St. Helena waren vergeblich; wie es die Mächte beschlossen hatten, so wurde es ausgeführt. Napoleon, der so plötzlich von der Höhe seines Glückes herabgesunken war, hatte im Anfange gegen seine Abführung nach St. Helena protestiert; als er aber sah, daß die Mächte fest entschlossen waren, ihn dorthin führen zu lassen, gab er seine Widersprüche auf, erbat sich einige Erleichterungen für die Reise, sowie die Erlaubnis, sich den Wundarzt O'Meara mitnehmen zu dürfen.

Napoleon wurde am 7. August an Bord des Northumberland gebracht. Er versuchte hier seinen vormalichen Rang aufrecht zu erhalten; der Kapitän des Schiffes war wohl sehr freundlich und zuvorkommend gegen ihn, erlaubte aber nicht, daß er als Kaiser behandelt wurde. Napoleon war anfangs darüber aufgebracht, fügte sich aber bald, als er sah, daß keine Änderung in diesem Stücke zu erreichen war.

Am 15. Oktober erreichte das Schiff mit dem hohen Gefangenen, der die Welt so oft in Schrecken und Unruhe versetzt hatte, die einsame und weit entlegene Insel Helena. Der erste Blick, welchen die Reisenden auf die Insel warfen, zeigte ihnen, daß sie kein Eldorado war. Der Kaiser betrachtete sie mit einem Fernglase; vor ihm lag St. James Town, ein unbedeutendes Dorf; weiter sah er durch sein Fernglas einen trockenen steilen Felsen von ungeheuerer Höhe, wo jede Plattform, jede Öffnung, jeder Zugang von Kanonen starrte. Napoleon betrachtete diesen Zugang mit Aufmerksamkeit, ohne daß sich sein Gesicht veränderte; in seinem Innern aber mag es um so unzufriedener ausgesehen haben, daß er sich gleich sagen mußte, von hier sei eine Flucht nicht möglich.

Sir Georg Cockburn betrat nun die Insel, um nach einer geeigneten Wohnung für den Kaiser zu suchen. Longwood, welches hoch gelegen war und vom Vicegouverneur bewohnt wurde, schien ihm sehr geeignet zu sein, und aus mehreren Gründen ganz geeignet zu Napoleons Wohnstätte. Er ließ ihn dieselbe besuchen, und der gefallene Herrscher erklärte sich mit diesem Aufenthalte einverstanden.

Während an Longwoods Vergrößerung und Verschönerung gearbeitet wurde, hielt sich Napoleon in Briars

auf, wo er sich des Morgens im Garten erging und abends mit dem Eigentümer des Hauses und den Mitgliedern seiner Familie um Zuckerbohnen Whist spielte. Am 9. Dezember aber konnte er Longwood beziehen, welches durch Vergrößerung und Verschönerung zum Besten geworden war, was auf der Insel vorhanden war, wenn es sich auch bei weitem nicht mit einem Palaste messen konnte. Ein Raum von zwölf englischen Meilen im Umkreise wurde abgemessen und für Napoleons freie Bewegung eingerichtet. Außerhalb desselben aber lag die englische Besatzung, so daß ihm ein Entkommen nicht möglich war; doch stand es ihm frei, jeden Teil der Insel zu besuchen, wenn er sich die Begleitung eines englischen Offiziers gefallen ließ.

Alle Schiffe, welche sich der Insel näherten, wurden untersucht und durften sich nicht länger, als notwendig war, in der Nähe aufhalten. Die Insel war bei Tag und Nacht mit einer solchen Sorgfalt unter Wache gehalten, daß ein Entgehen Napoleons nicht möglich war.

Dieses erregte Napoleons Zorn, und fand es besonders sträflich, daß er nicht mit dem Titel „Kaiser“ angeredet werden durfte; er führte Klage darüber, aber es wurde ihm unrecht gegeben, denn die verbündeten Regierungen mußten mit Strenge darauf halten, daß ihm kein Titel beigelegt wurde, aus welchem seine Nachkommen wieder einen neuen Krieg herleiten konnten. Als man ihn den Sir Hudson Low zum Bewacher auf der Insel stellte, wurden seine Klagen über diesen noch lauter. Bald war die Summe von zwölftausend Pfund Sterling zu klein für seine und seiner Leute Verpflegung und gab lange Klageartikel; aber in Wahrheit konnte Napoleons Haft nicht strenge genug sein, denn

im geheimen spekulierte er auf die Möglichkeit einer Loswerdung seiner Haft.

Napoleons Leben auf der Insel war sehr einförmig. Die Streitigkeiten mit seinem Überwacher abgerechnet, fiel kaum etwas vor, was einen besonderen Reiz hatte. Gegend elf Uhr abends ging er zur Ruhe, aber sein Geist war stets mit Plänen beschäftiget und oft wachte er einen Teil der Nacht, während diese Pläne in seinem Gehirne umherzogen. Zuweilen mußte ihm sein Lieblingsdiener Marchand vorlesen, bis er einschlief. Wenn er vom Schlafe aufstand, diktierte er seinen Generälen Montholon oder Gourgand über merkwürdige Stellen seines Lebens; wenn die Witterung aber gut war, ging er einige Stunden spazieren. Bald frühstückte er in seinem eigenen Zimmer, bald mit seinem Gefolge, gewöhnlich um zehn Uhr. Den Vormittag brachte er mit Lesen und Diktieren zu; um zwei oder drei Uhr empfing er die Besuchenden, welche die Erlaubnis hatten, ihm ihre Aufwartung zu machen; dann folgte in der Regel eine Fahrt ins Freie und ward Napoleon bei dieser Gelegenheit gewöhnlich von seinem ganzen Gefolge begleitet.

Am 25. September 1818 schien Napoleons Gesundheit ernstlich angegriffen zu sein; er beklagte sich sehr über Ekel, seine Glieder schwollen an und es zeigten sich noch andere ungünstige Symptome, die seinen Arzt bewogen, ihm zu sagen, daß er beständige Bewegung gebrauche.

Napoleon aber erklärte, solange er dem Anrufen der Schildwachen ausgesetzt sei, werde er sich keine Bewegung machen. Er wollte nicht und erklärte es sehr deutlich. Er wollte deshalb auch keine Arzneien nehmen, sondern erklärte: „Unsere Tage sind gezählt; was geschrieben ist, ist geschrieben.“

Bei dem Auftritte von Napoleons Leiden wurde Dr. O'Meara nach England zurückgeschickt, weil er für Napoleon mit einem englischen Banquier korrespondiert hatte, der ihm wahrscheinlich Geld zu seiner Befreiung schicken sollte. Das wollte die englische Besatzung nicht zulassen, oder Napoleon sollte deshalb nicht ohne Arzt bleiben. Sie ließ zwei Priester aus Isolin, und einen Arzt Dr. Antommarchi kommen. Die beiden katholischen Priester ließen sich in keine staatsgefährlichen Gespräche mit ihm ein, sondern befolgten nur religiöse Gespräche mit ihm. Dr. Antommarchi scheint bei Napoleon beliebt gewesen zu sein, aber auch er konnte ihn zu seinen Spaziergängen nicht wieder bewegen, weil der Gefangene seine Wächter zu sehr haßte.

Seine Krankheit schritt unterdessen immer weiter fort, sie griff sein ganzes Wesen an, so daß seine Konstitution immer mehr untergraben wurde. Die Anzeichen einer zerrütteten Organisation in den Verdauungswerkzeugen wurden täglich größer und blieben hartnäckig, da er sich der Einnahme von Medikamenten entgegensetzte; denn er behauptete, der Körper des Menschen sei eine Uhr, die nur die Bestimmung habe, eine Zeit lang zu gehen.

Die geistige Niedergeschlagenheit des Exkaisers nahm in dem Grade zu, wie seine Krankheit sich verschlimmerte; er hatte kein Interesse mehr an den wichtigsten Dingen und beklagte die Abnahme seiner Energie. Das Bett war jetzt der Ort seiner Üppigkeiten, welchen er gegen alle Throne der Welt nicht vertauscht hätte.

Zuletzt schien er selbst von seinem falschen Princip überzeugt zu werden, und am 22. Januar 1821 bestieg er sein Pferd und ritt fünf oder sechs Stunden umher;

jedoch wurde von dieser Anstrengung seine Natur überwältiget und er war künftig nicht mehr imstande, zu reiten.

Ein ganzes Jahr lang war er einer anhaltenden Krankheit ausgesetzt, aber er konnte nicht mehr zu Pferde steigen, sondern mußte meistens im Bette zubringen. England nahm den innigsten Anteil an ihm, konnte ihn aber nicht bewegen, sich seinen Ärzten anzuvertrauen. Vom 15. bis 25. April war Napoleon meistens mit der Abfassung seines Testamentes beschäftigt; am 27. April warf er eine schwarzfarbige Flüssigkeit aus, woraus einer der Ärzte den Schluß zog, daß er an derselben Krankheit leide, welche seinem Vater den Tod gebracht hatte. Am 3. Mai sah man, daß er sich seinem Ende näherte. Um zwei Uhr desselben Tages empfing er die letzte Ölung und erklärte dem Priester, daß er als Katholik sterben wolle.

Nachdem am 4. Mai ein Sturmwind fast alle Bäume in Longwood gebrochen hatte, brachte der 5. Mai Wind und Regen. Am Abend um sechs Uhr starb Napoleon, nachdem er noch einen furchtbaren Kampf ausgehalten hatte.

Am 6. Mai fand die Sektion des Verstorbenen statt, und zeigte, daß er, wie sein Vater, an derselben Krankheit, am Krebs, gestorben war. Am 8. Mai wurde seine Leiche gemäß seinem Wunsche an einem abgelegenen Platze in Slanos= oder Hainers Thal unter Trauerweiden an einer Quelle begraben. Dort hatten seine chinesischen Bedienten immer die silbernen Krüge mit Wasser zu seinem Gebrauche gefüllt.

Nachdem der Leichnam in seinem kleinen Schlafzimmer zur Schau ausgestellt gewesen, während er von jeder Person vom Stande gesehen worden war, brachte

man ihn am 8. Mai an den Begräbnisort. Sein Sargtuch bestand aus dem Mantel, den Napoleon in der Schlacht von Marengo getragen hatte. Alle seine Freunde und Bedienten, sowie die englische Garnison gingen mit ihm zum Begräbnisse. Von dem Admiralschiffe wurden während des Begräbnisses Kanonen abgefeuert. Hierauf senkte man den Sarg in das Grab unter dem Donner der aufeinanderfolgenden Artilleriesalven, worauf von fünfzehn Feldstücken jede fünfzehn Schüsse losbrannte. Ein großer Stein bedeckte darauf sein Grab. Jetzt reichte ein kleines Stückchen Erde für denselben Mann, für welchen früher Europa kaum groß genug gewesen war. —

Blücher war schon früher gestorben, und zwar nach einem kurzen Krankenlager auf seinem Gute Krieblowitz in Schlesien am 12. September 1819. Beim Tode Napoleons war er nicht mehr unter den Lebenden, konnte also auch nicht mehr an der Freude über den Tod des deutschen Erbfeindes teilnehmen, wie ihn auch der Tod des großen Helden nicht mehr betrüben konnte.

Vor seinem Tode am 26. August 1819, dem Jahrestage der Schlacht an der Katzbach, wurde ihm an seinem Geburtsorte Rostock noch während seines Lebens ein von Schadow in Berlin ausgeführtes Denkmal gesetzt, welches aus einem kolossalem in Erz gegossenem Bilde Blüchers besteht; auch sonst ist später seiner verschiedene Male in Bildern gedacht worden. Sein Leben aber wird nie vergessen werden, so lange die preußische Monarchie noch vorhanden ist.

Erzählungen für Volk und Jugend

von **W. Herchenbach.**

Zweite Reihenfolge. Jedes Bändchen mit 2 Farbendruckbildern.

8. cart. 1 M.

1. Unter den Rothhäuten.
2. Die Krystall-Höhle. Eine Geschichte aus der Steinzeit.
3. Der Bannerherr von Luxemburg. Eine luxemburgische Volkssage.
4. Der Ritter Hugo von Heringen.
5. Nero.
6. Meister Hildebrand.
7. Die Bataver. Historische Erzählung.
8. Der Erbprinz.
9. Armin.
10. Die Spinnerinnen.
11. Der Müller von Eltville.
12. Der große Zaar.
13. Der Oberhof.
14. Der Edelherr von Elbroich.
15. Der gefangene Erzbischof.
16. Ein Ende mit Schrecken.
17. Kaatje von Alkmaar.
18. Die unglücklichen Brüder.
19. Linus.
20. Der Verurtheilte von Granada.
21. Juanita, die Zigeunerkönigin von Granada.
22. Corina.
23. Die letzten Seufzer des Mohrenkönigs.
24. Das Verbrüderungsfest.
25. Eine neue Welt.
26. Der Stern von Ecija.
27. Der gestohlene Schatz.
28. Domitian und die Todtengräber in den Katakomben.
29. Das Hagelkreuz.
30. Der Geiger von Echternach.
31. Daria und Chrysanthus.
32. Die Burg Rabenstein in den Ardennen.
33. Der Würgengel zu Köln.
34. Die Reisen und Abenteuer eines Laienbruders.
35. Die Branntweinpest.
36. Die Nesselsteiner.
37. Das Testament.
38. Die Lügner.
39. Heinrich von Schöneck.
40. Tante Rosel.
41. Roderich und Schwanhilde. — Das zerstörte Lebensglück.
42. Das Brandmal.
43. Auf der Lüneburger Haide.
44. Der Alterthümler.
45. Ein österreichisches Kaiserpaar.
46. Die Verstoßenen.
47. Der Heidenthurm.
48. Christel.
49. Stephan Holy.
50. Ferdinand und Isabella.
51. Die gestohlene Uhr.
52. Glück im Unglücke.
53. Unter'm Christbaume.
54. Die Waise in Barcelona.
55. Claas, der rothe Republikaner.
56. Der Todtenkopf.
57. Hans Nagelfluh.
58. Jan van Werth.
59. Der Schulmeister von Hilpertshausen.
60. Die Burg am See.
61. Die beiden Ulanen
62. Callixtus.
63. Erlebnisse eines Handelsmannes.
64. Johannes Ebermann.
65. Der Waffenschmied von Solingen.
66. Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeir.
67. Gabriel von Grupello.
68. St. Cäcilia.
69. Die schwarze Maria.
70. Der letzte Mandanenhäuptling.
71. Die Kaimantöterin auf Florida.
72. Die Landsknechte in Rom.
73. Die Waise von Whitby.
74. Am Fährhause.
75. Der Schatz am Brunnen.
76. Mausberg und Compagnie.
77. Der Donnerbub.
78. Woronzoff, der Nihilisten-Chef.
79. Schicksale eines Malers.
80. Die Franzosen in Kaiserswerth.
81. Die Trauung im Kerker.
82. Die Felsenmühle.
83. Sebastian.
84. Tomara.
85. Im Spreewalde.
86. Abelung, der Zwergenkönig.
87. Geld und Sterne.
88. Die Seufzerbrücke in Venedig.
89. Eine Mutter und sieben Kinder.
90. Der Findling von Nürnberg.
91. Ellen Hanny.
92. Der Sonnenbauer.
93. Graf Florentin von Hackhausen.
94. Harte Köpfe und fleißige Leute.
95. Bilhildis.
96. Auf der Barbaraburg.
97. In der alten Königsstadt Toledo.
98. Der Graf von Knippstein.
99. Der Handwerksmeister.
100. Arbeit bringt Segen.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Erzählungsschriften vom Verfasser der Beatushöhle.

Fromme Abendunterhaltungen am Herde christlicher Familien. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reiferen christlichen Jugend dargereicht. Neue Auflage. 24 Bändchen, jedes mit 1 Stahlstiche. 8. 13 M. 50 Pf.

Die Beatushöhle. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 14te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Bilder aus dem Leben. Lektüre für Schule und Haus auf festl. Jahreszeiten. 6te Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 15 Pf.

Scenen und Gespräche. Zur lehrreichen Unterhaltung für die reifere Jugend. 6te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Das Thal von Almeria. Eine Erzählung für die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend. 10te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Die irländische Hütte. Eine Erzählung für die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend. 8te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Blumenspende für das reifere blühende Alter. Lektüre für Jung und Alt. 6te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Parabeln, Sagen und Erzählungen. Lektüre für Jung und Alt. 3te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Der Einsiedler am Carmel. Eine erbauliche Legende. Allen Christen, besonders der reifern christlichen Jugend erzählt. 6te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Erzählungen und Märchen. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reifern Jugend dargereicht. 3te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Der Köhler aus Valencia. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 6te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Die Klausnerin vom Karrenberge. Eine Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reifern Jugend dargereicht. 7te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Die Negerin von Guayana. Eine Geschichte aus dem nördlichen Südamerika. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reifern Jugend dargereicht. 7te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Heinrich von Dinkelsbühl. Eine Erzählung für die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend. 4te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Die Geschichte von den Spielern. Ein Sittengemälde aus dem Volksleben. Zur Warnung und Beherzigung für Jung und Alt erzählt. 5te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Otto von Regensberg. Eine Geschichte aus der Zeit Rudolf's von Habsburg. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reifern Jugend erzählt. 5te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Elsbeth vom Riedhof, oder: Die Bauern in Schwaben (i. J. 1525). Eine lehrreiche Volks- und Jugendschrift. 6te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Idda von Tokenburg. Eine rührende Geschichte aus dem Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts. Zur Erbauung, Beherzigung und Nachahmung in den Leiden und Drangsalen des Lebens. Dem frommen deutschen Volke und seiner reifern Jugend neu erzählt. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Vorstehende Schriften fanden bereits so große Verbreitung, ihr ächt sittlich-religiöser Inhalt ist zu bekannt, so daß sie keines weitern Wortes der Empfehlung bedürfen.

W. Herchenbach,

die Welt.

Wanderungen über alle Theile der Erde.

Ir—XXVr Band. Auch unter dem Titel: Italien 1—9. Holland 1—2. Der Rhein 1—5. Die Schweiz 1—4. Luxemburg 1—5. Mit vielen Illustrationen. 8. 1—5. à 1 M. 50 Pf. 6—25. Bd. à 2 M.

Vorstehendes bildet eine Reihe von kleinen handlichen Reisehandbüchern über alle Theile der Erde, die möglichst jedem Bedürfnisse abhelfen sollen. Jedes Bändchen wird ein für sich abgeschlossenes Ganze bilden und eine bestimmte Gegend in angenehmem Unterhaltungstone beschreiben. Diese Reisewerkchen erhalten dadurch, daß Alles, was sich von Kunst, Wissenschaft, Geschichte ꝛc. an einen Ort knüpft, mit herangezogen und in populärer Weise dargestellt wird, einen besonderen Werth. Das Werk ist eine schöne Ergänzung der geographischen und der Reiseliteratur, und es wird nicht allein Denjenigen, welche in der Fremde weilen, Nutzen bringen, sondern auch allen Denen, die zu Hause bleiben und sich von den fernen Städten und Ländern, von dem Treiben der Völker, von den Wundern der Natur und den Ereignissen der Vergangenheit ein klares Bild machen wollen.

An die Spitze dieses zeitgemäßen Unternehmens haben wir den beliebten Volksschriftsteller W. Herchenbach gestellt, welcher mit dem Vorzuge einer spannenden Schilderung eine reiche Erfahrung verbindet, da er sich auf größeren Reisen in der Welt umgesehen hat.

W. Herchenbach,

illustrirte Naturgeschichte.

Für das Volk und die reifere Jugend. 2 Bde. Mit 1450 Abbildungen. Lex. 8. 10 M. 80 Pf. Schön gebunden 13 M. 40 Pf.

Der festen und unumstößlichen Ueberzeugung lebend, daß Gott der Urheber aller Dinge ist, daß er allein sie regiert und erhält, bieten wir dem Volke und der reifern Jugend eine Naturgeschichte, welche den allmächtigen und allweisen Schöpfer zum Anfange und zum Ende hat. Wir machen keinen Anspruch auf Originalität, sondern kehren nur zu den Fußstapfen unserer Väter zurück, sind aber überzeugt, daß die Naturgeschichte der Menschheit nur dann zum Vortheile gereichen kann, wenn sie im Gewande des Glaubens gelehrt wird. Dieser unumgänglich nothwendigen Erforderniß entsprechend, legen wir dieses Werk in die Hände des Volkes, hoffend, daß es in allen gläubigen Kreisen eine warme Unterstützung finde und ein Scherflein zur allmähligen Umkehr beitragen werde.

Soldaten-Bibliothek

Bd.: 9

1885